

„Pardon, et war net sou gemengt“

Mit seiner Analyse von *Capitani2* hat das Kollektiv Richtung22 die öffentliche Debatte über Alltagsrassismus und Sexismus im Luxemburger Film neu entfacht

Madame planification

Pascale Junker installe la prospective comme science de gouvernement. Les hauts fonctionnaires en charge se réunissent pour la première fois ce vendredi

« Un choc inimaginable »

Océane Sansalone et Jenny Cardoso de la Croix-Rouge traitent les conséquences psychologiques pour les réfugiés de la guerre en Ukraine

Die Ministerin erwartet einen Bericht

Paulette Lenert entwickelt keinerlei Vision für das Gesundheitssystem. Wenn sie so weitermacht, bleibt demnächst nur noch die Marköffnung

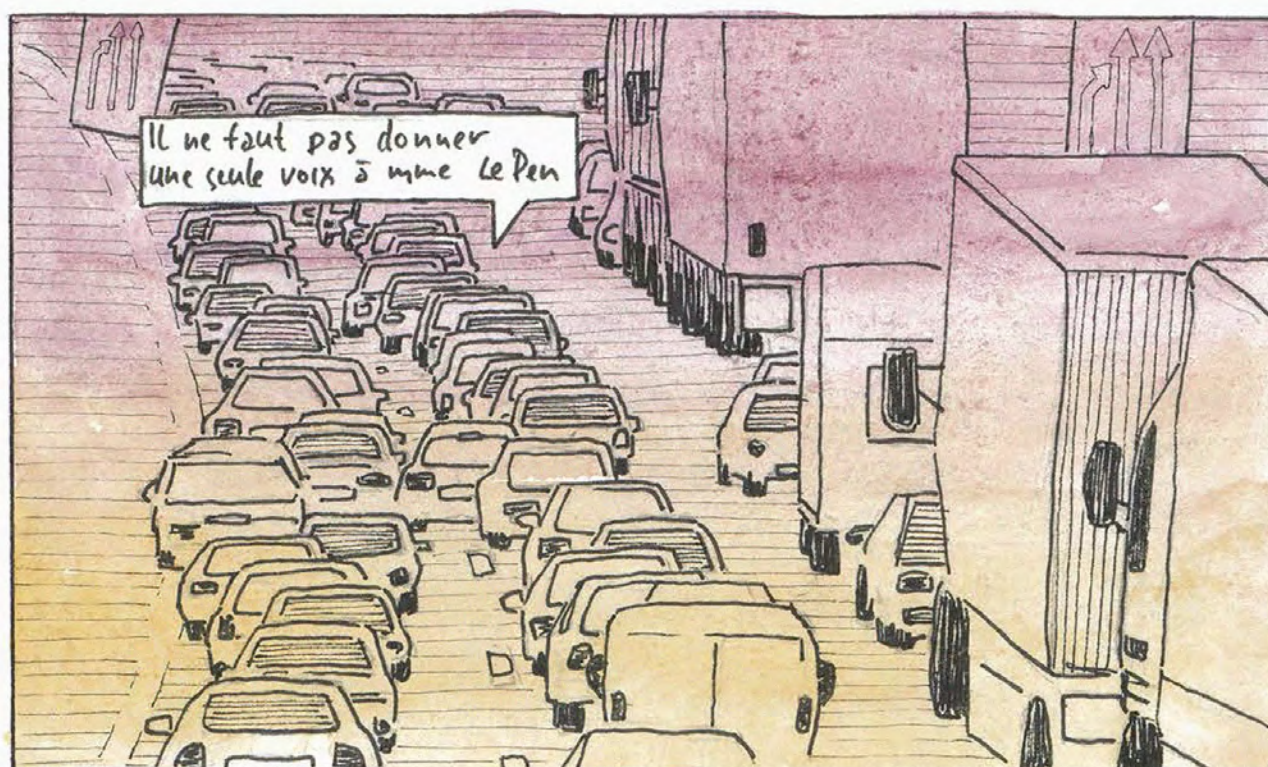
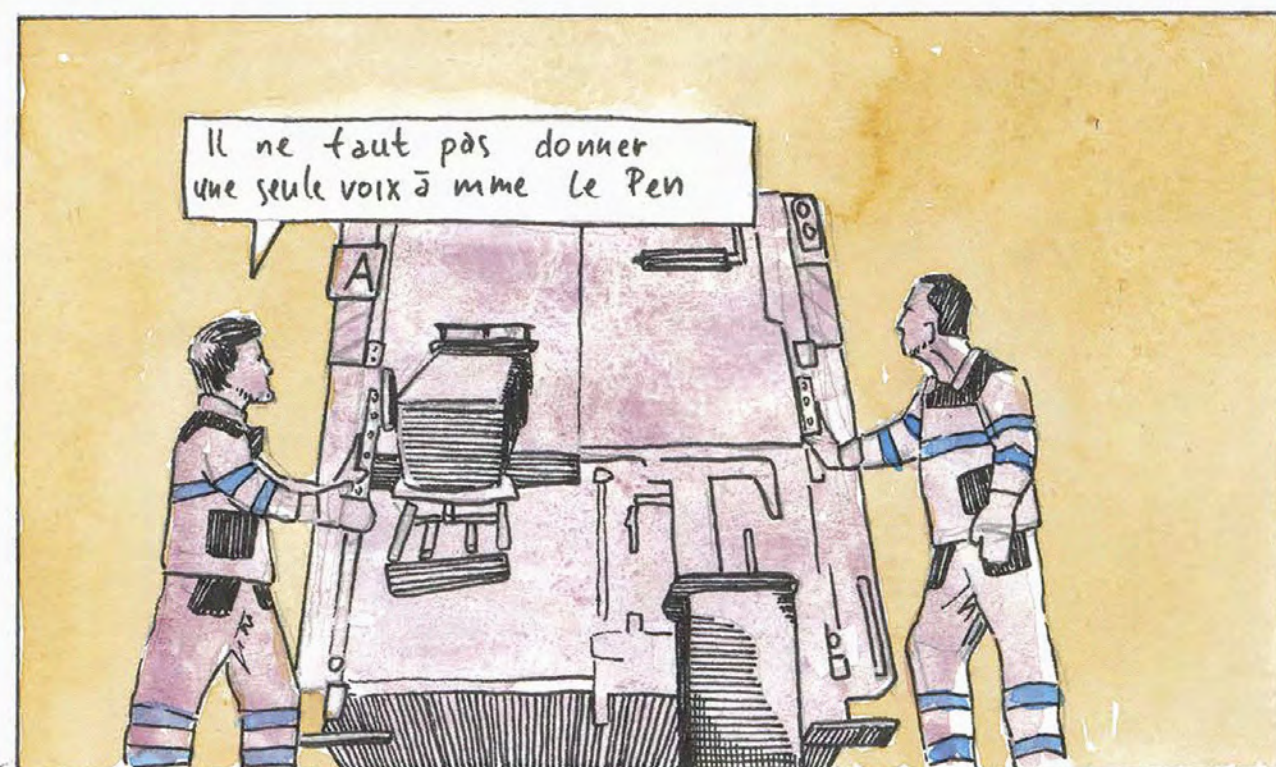
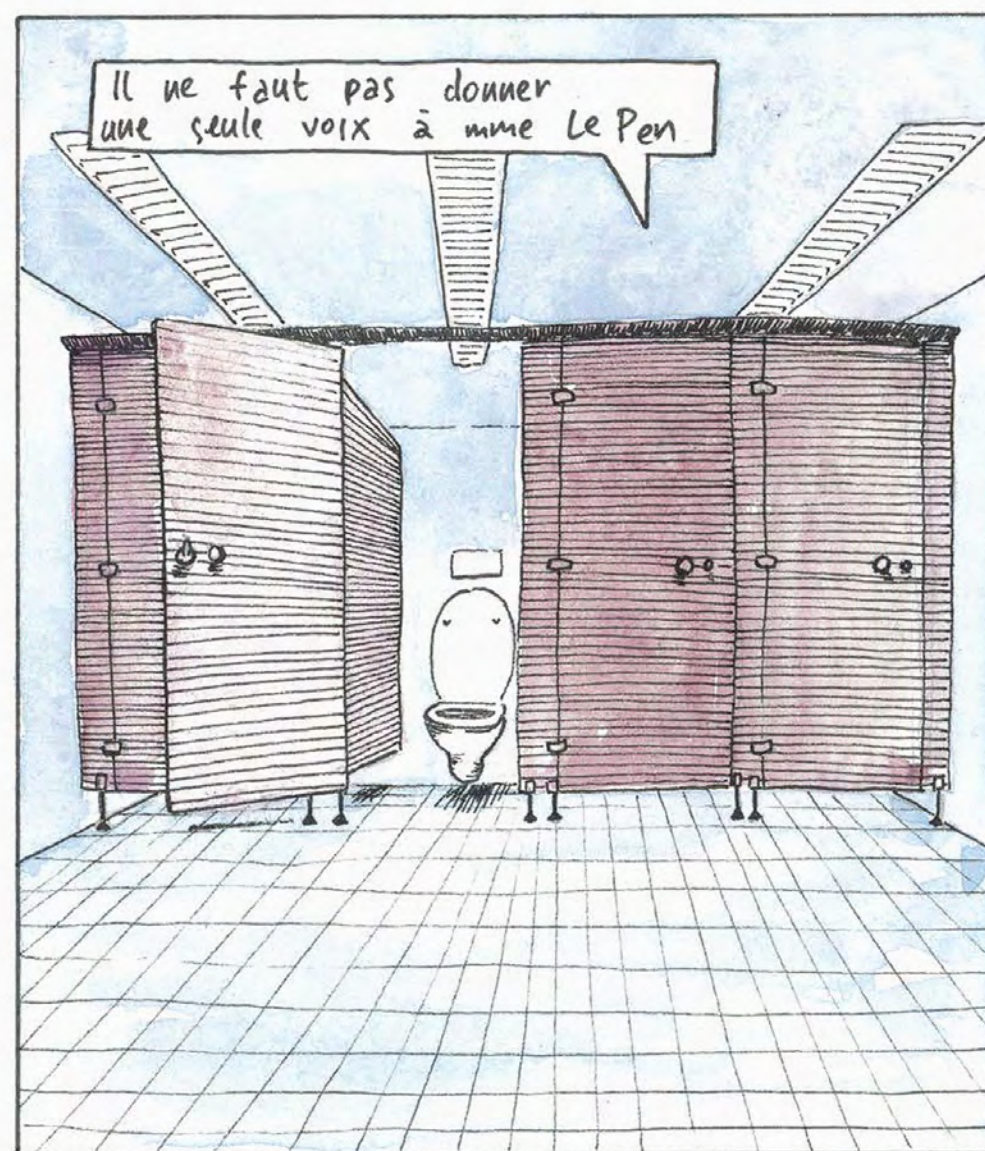
Dignité

Dans *Halbes Leben*, Romain Feltgen raconte son adolescence à Dreiborn et Givenich. Un témoignage cru sur la marginalité sociale et le quadrillage disciplinaire

Le Pire

Une République française présidée par Marine Le Pen est une énormité à laquelle personne au Luxembourg ne veut songer, et encore moins se préparer

Dessin : Charl Vinz



Charl
Vinz



Grace Onu
(Jennifer Heylen)



Valentina Draga
(Edita Malovčić)

„Pardon, et war net sou gemengt“

Luc Laboulle

Mit seiner Analyse von *Capitani2* hat das Kollektiv Richtung22 die öffentliche Debatte über Alltagsrassismus und Sexismus im Luxemburger Film neu entfacht

A l'amitié In der idyllischen Schlusszene sitzen die drei Polizistinnen Luc Capitani, Elsa Ley und Joe Mores an einem Weiher in Manscheid. Das Licht ist weich, die Musik seicht. Ausgelassen und glücklich prosten sie sich mit Diekircher Dosenbier zu und freuen sich, ein weiteres Abenteuer überstanden zu haben. Am Anfang der zweiten Staffel der Erfolgsserie hatte es zunächst nicht nach einem Happy End ausgesehen. Luc Capitani von der Police judiciaire hatte wegen des Mordes an dem Portugiesen Vincent Da Costa im Gefängnis gesessen. Wieder auf freiem Fuß, hält der Ex-Polizist sich mit Gelegenheitsjobs im Rotlichtviertel des *Garer Quartier* über Wasser. Als er von der Prostituierten Bianca Petrova gebeten wird, nach ihrer verschwundenen Arbeitskollegin Andreea Popescu zu suchen, nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Capitani findet Popescu tot beim *Freierbësch*. Weil er den Polizeifunk abgehört hatte, war er schon vor der Polizei am Tatort. In der Hand der Leiche entdeckt er eine Kette mit einem Amulett des Heiligen Nikolaus, Hähnchenknochen und Federn. Diese Gegenstände nimmt Capitani einfach mit und verlässt den Tatort, noch bevor die Polizei dort ankommt. Am nächsten Morgen steht er auf, kocht sich eine Tasse Kaffee und gibt die Begriffe „schwarze magie ritual“ in die Suchmaschine an seinem Computer ein. Regungslos sieht er sich die Bilder an. Dann tippt er „schwarze magie mord“ ein und atmet tief durch.

Fast zeitgleich kommt Lucky Onu mit dem CFL-Bus am Luxemburger Bahnhof an. Der Anhänger des Fußballvereins Manchester City geht ins Café Joker in der rue du Fort Neipperg, wo ihn der Barkeeper ins Hotel Grand Huit nach Esch/Alzette schickt. Onu, der von den Polizistinnen nur mitleidsvoll „de Lucky“ genannt wird, ist auf der Suche nach seiner Schwester Grace Onu, die in Luxemburg als Prostituierte tätig ist. Er will sie zurück in ihr Heimatdorf in Nigeria bringen, weil sie offenbar eine Art „Priesterin“ – *The Chosen One* – ist. Sie kennt sich in traditioneller westafrikanischer Medizin aus. Im Grand Huit wird Lucky von der griesgrämigen Queen empfangen. Sie leitet das Hotel, es ist das Hauptquartier der „Nigerianer“, die die Drogengeschäfte am Bahnhof fest in der Hand haben. Queen erzählt Lucky, dass er morgen den „Brasilianer“ kennen lernen wird, und verschwindet.

Die Serie kommentiert unterschwellig soziopolitische Entwicklungen und erhebt einen Realitätsanspruch, den es in Manscheid nicht gab: Capitani2 versteht sich als Milieustudie

Währenddessen sucht Capitani noch immer an seinem Computer nach schwarzer Magie. Er wird jäh unterbrochen, als Bianca Petrova an seiner Tür klingelt. Capitani zeigt ihr das Foto der Toten, Petrova ist schockiert. Capitani erzählt, dass ihre Kollegin erstochen wurde. „Qu'est-ce qu'elle a fait pour mériter ça?“, fragt Capitani. „Mériter ça? C'est de sa faute peut-être? Personne ne mérite ça“, entgegnet ihm Petrova. Nun sieht auch Capitani es ein: „Pardon, et war net sou gemengt“, entschuldigt sich der Ex-Polizist. Wer hatte der Prostituierten das angetan? Hatte sie sich mit den „Nigerianern“ angelegt? Die Knochen und die Federn deuten jedenfalls daraufhin.

E richtige Problem Diese Szenen veranschaulichen den Gegenstand der Kritik, die das Künstlerkollektiv Richtung22 vor zwei Wochen geäußert hat, als es den Machern von *Capitani2* in einer Analyse Rassismus und Sexismus vorwarf. „Capitani ass als staatlech finanziert kulturell Kontributioun mat wäiter Distributioun en richtige Problem mat deem sech auserneegesat gi muss. Och dréit d'Serie en Deel zur rietsextremer Eskalatioun vun der Debatt ronderëm d'Politik am Garer Quartier bäi“, schreibt das Kollektiv auf seiner Homepage. Obwohl die Serie im Kern platter Schablonen bezichtigt wird, haben die Macher der Serie auf die Kritik von Richtung22 nicht öffentlich reagiert, auf ein „Pardon, et war net sou gemengt“ haben sie verzichtet. Auch ein Aufschrei wie nach dem stereotypisierenden Castingauprof vor einem Jahr blieb aus. Lediglich das *Tageblatt* hat sich am Montag in einem Leitartikel mit der Kritik beschäftigt, Kulturredakteur Jeff Schinker wusste aber nicht genau, ob er sie „akkurat“ oder „polemisch“ finden sollte und bemängelte, dass „im letzten Monat unter linksintellektuellen Denkern anscheinend niemand selbst auf die Idee kam, die zweite ‚Capitani‘-Staffel nach der letztjährigen Polemik auf Rassismus zu prüfen“. Der Hauptgrund mag darin liegen, dass viele Menschen die Serie bis zur Veröffentlichung der Analyse von Richtung22 gar nicht verfolgt haben. Die, die es versucht haben, waren häufig mit überlasteten Servern konfrontiert. Wer trotzdem schaute, fand das Storytelling nach zwei, drei Episoden vielleicht nicht überzeugend genug, um weiter dran zu bleiben.

Bei der ersten Staffel war das noch anders. Sie war sehr erfolgreich; nachdem der Streamingdienst

Netflix sie in sein Programm aufgenommen hat, sollen weltweit 20 Millionen Menschen sie gesehen haben, beim Lëtzeburger Filmpräis gehörte sie neben dem ebenfalls wegen Chauvinismus stark kritisierten *Superhjemp retörns* zu den Gewinnerinnen. Umso höher waren die Ansprüche an die Fortsetzung, die ursprünglich nicht geplant war – wegen des internationalen Erfolges der Serie jedoch schnell nachgereicht wurde.

Rassismus hätte man den Machern auch schon bei der ersten Staffel vorwerfen können. Das Dorf Manscheid wurde als Bastion weißer Luxemburger dargestellt, in der „Ausländer“ und People of Colour keinen Platz haben. Die beiden einzigen portugiesischstämmigen Figuren waren beide kriminell. Doch *Capitani1* wurde als Parabel oder Persiflage auf die Provinz gedeutet: Bei Manscheid handelte es sich um ein fiktives Dorf und die Geschichte war frei erfunden. *Capitani2* spielt hingegen an realen Schauplätzen, dem hauptstädtischen Bahnhofsviertel und dem Viertel Clair-Chêne in Esch/Alzette. Die eigentliche Geschichte ist auch diesmal fiktional, doch sie nimmt Bezug auf reale Orte und Personen. Sie beschreibt gesellschaftliche Phänomene, die sich tatsächlich an diesen Orten ereignen: Drogenhandel, Prostitution und ihre Bekämpfung durch Politik, Staatsanwaltschaft und Polizei. Damit kommentiert die Serie unterschwellig soziopolitische Entwicklungen und erhebt einen Realitätsanspruch, den es in Manscheid nicht gab: *Capitani2* versteht sich als Milieustudie. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die Recherchen, die Drehbuchautor Thierry Faber *um Terrain* durchgeführt hat. Informationen über den Drogenhandel hat er sich bei Polizei und Justiz besorgt, über Prostitution hat er sich mit Sozialarbeiterinnen in Luxemburg und Arlon unterhalten. Mit den Betroffenen selbst hat er sich nicht auseinandergesetzt, weil er keinen Zugang zu Prostituierten und Drogenverkäufern fand.

Nigerianer Letztendlich hat das dazu geführt, dass den Justizbehörden viel Raum bei der Interpretation des Geschehens zugebilligt wird. Wenn Faber die Polizistinnen und andere Beteiligte pauschal von „Nigerianern“ reden lässt, beschönigt er damit wohl die Sprache, die viele Polizistinnen „unter sich“ gebrauchen. Trotzdem übernimmt er unter dem Vorwand der realistischen Abbil-



Elsa Ley (Sophie Mousel) und Toni Scholtes (Philippe Thelen)



Lucky Onu (Edson Anibal)

dung den alltagsrassistischen Diskurs rechter Politikerinnen, demzufolge illegale Einwanderer die Schuld an der Drogenkriminalität im Bahnhofsviertel tragen, und blendet andere Aspekte wie eine verfehlte Drogenpolitik, die es versäumt, einen angemessenen Umgang mit der hohen Nachfrage in allen gesellschaftlichen Schichten zu finden, und die durch Stigmatisierung das Gewaltpotential eher ver- als entschärft, völlig aus. Bezeichnenderweise kommen die Politikerinnen selbst – genau wie Junkies und Obdachlose – in der Serie überhaupt nicht vor. Nur einmal ist in einer Radioansage zu hören, die Gemeindeverantwortlichen der Stadt Luxemburg seien optimistisch, dass das Bahnhofsviertel dank einer repressiven Politik wieder sicherer werde.

Auch die Frauenrollen geben Anlass zur Beanstandung. Schon bei der ersten Staffel hätte man bemängeln können, weibliche Protagonistinnen würden vorwiegend passiv agieren und in Opferrollen gezwängt. Das ist auch in *Capitani2* nicht anders. Capitani Sidekick Elsa Ley hat zwar den Traum von der kleinstädtischen Familie und einem Einfamilienhaus aufgegeben, nachdem sie in der ersten Staffel ihr Kind verloren hatte und ihr Ex-Freund, der Soldat Steve Weis, wegen Drogenhandels im Gefängnis sitzt. Die extrem schmerzhafteste Darstellung dieses Verlustes, die sich darin äußert, dass Ley sich vom Zollbeamten und Bösewicht Toni Scholtes emotional und sexuell ausbeuten lässt, verstärkt aber den Eindruck, sie habe sich keineswegs emanzipiert, sondern hänge ihren alten „Idealen“ weiter nach. Die einzige starke Frau in der Serie, die Rotlichtbaronin Valentina Draga, die fast das Imperium vom verstorbenen Roi de la nuit, Gibbes Koenig, übernommen hätte, wird am Ende von einem von Koenigs Handlangern erschossen.

Die Macher von *Capitani2* begründen ihre stereotypisierte Darstellung mit einer realistischen Abbildung der Wirklichkeit. Bei dieser Begründung nicht in Betracht gezogen wird aber, dass Repräsentation und Repräsentativität eine psychologische Auswirkung auf das Publikum haben. Bereits vorhandene Vorurteile werden verstärkt, Klischees und Stereotypen verfestigt.

Bleibt die Frage, wieso die Dinge bei Capitani so sind, wie sie sind. Richtung22 kommt in seiner Analyse zu dem Schluss: „de Sexismus an de

Rassismus a Capitani si kaum op bewosst Choixe vum Produktiounsteam zeréckzeffieren“. Die Reproduktion von sexistischen und rassistischen Reflexen geschehe unbewusst und sei ein Spiegelbild struktureller Probleme in unserer Gesellschaft. Obwohl diese Feststellung nicht falsch ist, greift sie aber möglicherweise zu kurz und ist zu allgemein formuliert. Auch wenn es sicherlich keine bewusste Entscheidung von Machern und Produzenten war, eine Serie zu produzieren, die sexistische und rassistische Grauzonen auslotet, so hätten sie spätestens nach der Debatte um den stereotypisierenden Castinguaufruf darauf achten müssen, dass die Fehler sich nicht wiederholen.

Denn dass der Castinguaufruf diffamierend war, sehen inzwischen alle Beteiligten ein. Kurz danach hatte die Produktionsfirma Samsa sich mit Vertreterinnen des Netzwerks afrikanischstämmiger Frauen, Finkapé, getroffen, um sich über Themen wie *cultural* und *gender diversity* auszutauschen. Das hat schließlich dazu geführt, dass die Soko „Schneewittchen“, die in *Capitani2* im Bahnhofsviertel ermittelt, nicht mehr nur aus weißen Polizisten besteht. Doch der schwarze Beamte, der sich mit Elsa Ley und Toni Scholtes ein Büro teilen darf, ist lediglich ein Statist. Er redet nicht und hat über seine bloße physische Anwesenheit hinaus überhaupt kein Profil. Ob es das war, was Finkapé wollte? Wohl eher nicht.

Mängel Das Problem der kulturellen Vielfalt stellt sich aber nicht nur bei *Capitani*. Insgesamt kommt es im Luxemburger Kino und in Fernsehproduktionen nur selten vor, dass portugiesische und afrikanischstämmige Schauspielerinnen, Angehörige anderer Minderheiten wie homosexuelle oder transidente Personen, Menschen mit einer Behinderung, aber auch Frauen tragende Rollen bekommen. Filme wie die von Adolf El Assal, Laura Schroeder oder Jean-Claude Schlims *House of Boys* (um nur diese zu nennen) bleiben die Ausnahme. Als Grund dafür wird von Filmschaffenden und Produzenten oft angeführt, dass es an Schauspielerinnen fehle, mit denen man diese Rollen besetzen könne. Andere bemängeln hingegen, es fehle an schwarzen oder queeren Schauspielerinnen, gerade weil es keine anständigen Rollen für sie gebe. Und das liege vor allem daran, dass auch von den Autoren und Regisseuren die meisten männlich und weiß sind.

Tatsache ist, dass bestimmte Personengruppen in Luxemburg nicht in ausreichendem Maß gefördert werden. Bei *Capitani2* haben drei weiße Männer im Alter von 40 bis 45 Jahren am Drehbuch mitgeschrieben. Wäre eine Frau oder eine Person mit Migrationshintergrund daran beteiligt gewesen, wäre das Resultat wohl ein anderes geworden. Weibliche Filmschaffende sprechen sich deshalb dafür aus, dass schon im BTS-Kurs Cinéma et audiovisuel, der junge Menschen auf Berufe im Filmsektor vorbereitet, mehr Wert auf kulturelle Vielfalt gelegt wird. Auch wird Kritik am Luxembourg Film Fund geäußert, der das meiste Geld einem „Bro-Club“ zuschustere, der aus den immer gleichen etablierten Leuten – vorwiegend weißen Männern – bestehe. Wegen des Machtmonopols, das der Fonds bei der Verteilung von öffentlichen Geldern hat, wagt es jedoch kaum jemand, seine Beanstandungen öffentlich zu äußern.

Auch wenn der Film Fund diese Einschätzung nur bedingt teilt, ist er sich der Problematik durchaus bewusst. „Der Luxemburger Filmsektor ist vorwiegend weiß, wir können vielleicht auf ein halbes Dutzend afrikanischstämmiger Menschen zurückgreifen“, sagt sein Managing Director Guy Daleiden im Gespräch mit dem *Land*. „Wir brauchen uns nichts vorzumachen, wir haben noch viel Arbeit vor uns, um eine realistische Repräsentation der gesellschaftlichen Vielfalt im Film zu erreichen.“

Um zu begreifen, wie patriarchalisch die Luxemburger Filmwelt tatsächlich aufgestellt ist, hat der Fonds vergangenes Jahr eine Studie bei Fraen am Bild - Women in Motion in Auftrag gegeben. Die Vereinigung von Marion Guth setzt sich für eine Verbesserung der Stellung von Frauen im luxemburgischen Filmsektor ein und hat anhand von 379 Filmen und Koproduktionen aus den vergangenen sieben Jahren untersucht, wieviele Produzentinnen und Regisseurinnen daran beteiligt waren. Erste Ergebnisse zeigen, dass lediglich 20 bis 30 Prozent der Regisseurinnen in Luxemburg weiblich sind, bei den Produzentinnen sind es sogar nur zehn bis 20 Prozent. Bei Produktionen mit kleineren Budgets steigt der Anteil der Regisseurinnen auf 40 Prozent, sobald das Budget aber über einer Million Euro liegt, sinkt er auf zehn Prozent. Bei Dokumentarfilmen ist ihr Anteil

Erste Ergebnisse zeigen, dass lediglich 20 bis 30 Prozent der Regisseurinnen in Luxemburg weiblich sind, bei den Produzentinnen sind es sogar nur zehn bis 20 Prozent

höher als bei Spielfilmen. Dass Frauen unterrepräsentiert sind, liegt auch an der Abwesenheit von Tarifverträgen, den unsicheren Bedingungen und den unregelmäßigen Arbeitszeiten, die mit einer Mutterrolle häufig nur schwer vereinbar sind. Die komplette Studie soll in den nächsten Monaten veröffentlicht werden. Zu ethnischer Repräsentativität gibt es bislang keine Untersuchungen.

Genau wie Samsa hat auch der Film Fund sich mit Finkapé getroffen. Nach einem ersten fruchtbaren Austausch hat Finkapé ein Weiterbildungsangebot für Filmschaffende im Bereich *cultural diversity* vorgelegt. Vom Fonds weiterverfolgt wurde es jedoch nicht.

Return on Investment Obwohl es beim Film Fund eine generelle Bereitschaft zu geben scheint, geschlechtliche und kulturelle Vielfalt künftig stärker zu fördern, dürfte die Umsetzung nicht so einfach werden. Für die Einstellung eines *Sensitivity Readers* oder eines *Cultural Experts*, wie es sie in anderen Ländern bereits gibt, fehlen ihm offenbar die Mittel. Daneben stellt sich die Frage, ob das überhaupt politisch gewollt ist. Der Film Fund ist gesetzlich dazu verpflichtet, darauf zu achten, dass die Projekte, die er fördert, auch ein Return on Investment bringen. Deshalb bevorzugt er häufig Projekte, hinter denen etablierte Namen und Produktionsfirmen stehen. Für Experimente bleibt kaum Spielraum. Das verhindert aber, dass junge Talente sich durchsetzen können. Häufig wird ihnen nicht genug Raum und Geld zur Entfaltung geboten. Auf gute Geschichten wird insgesamt weniger Wert gelegt als auf die technische Umsetzung. Für junge Autorinnen und Regisseurinnen kann das zum Teufelskreis werden. Um an Geld zu kommen, müssen sie sich beweisen; um sich beweisen zu können, fehlt ihnen aber das Geld.

Zusammen mit *RTL* hatte der Filmfonds im Oktober einen neuen Aufruf für eine Krimiserie gestartet (und zwei weitere für eine Kinder- und eine genreoffene Fiktionsserie). Laut Daleiden sind 31 Projekte eingegangen. „All d’Projete sollen d’Diversitéit vun der lëtzebuurger Gesellschaft integréieren“, hieß es in der Ausschreibung. Ob der Film Fund und *RTL* diese Vorgabe tatsächlich ernst nehmen, wird sich in den kommenden Monaten zeigen. ●

LEITARTIKEL

Le Pire

Bernard Thomas

Le cordon sanitaire contre l'extrême-droite est usé. Il devrait néanmoins tenir ce dimanche, estiment les sondeurs français. Mais rien n'est assuré. Si le Grand-Duché s'était préparé à l'éventualité d'un Brexit, c'est que ses retombées lui paraissaient quantifiables, voire lucratives. Sur la place financière, une armada de techniciens s'est donc mise à échauder des « contingency plans ». Or, une France présidée par Marine Le Pen est une énormité à laquelle personne ne veut songer. De toute manière, l'appareil d'État luxembourgeois, gravement atteint d'anémie, ne dispose pas des ressources personnelles pour mener une telle réflexion stratégique.

Voilà plusieurs décennies que le Luxembourg pense la question de la souveraineté principalement en termes de fiscalité et de niches réglementaires. Or, tous les Land Rover, Rolex et sacs Vuitton du monde ne sauraient cacher la vulnérabilité du pays. Du *Zollverein* à la Ceca, en passant par la Société des nations, les notables luxembourgeois ont toujours eu conscience qu'en dehors d'un cadre international, la survie du petit État ne pouvait être assurée. Invité de la Journée de l'Économie, l'historien britannique Adam Tooze rappelait il y a quelques semaines aux fonctionnaires d'État et aux permanents patronaux le « sweet spot » dans lequel leur pays se trouvait : « Vous ne voulez pas être l'Équateur tout seul face au Covid. Vous ne voulez pas être l'Ukraine toute seule face à la Russie. Vous ne voulez pas être l'Islande toute seule face à une crise bancaire. Vous voulez être le Luxembourg. »

Or, la fermeture des frontières allemandes et le danger d'une réquisition du personnel soignant français ont agi comme une blessure narcissique. Le Luxembourg considérerait l'intégration européenne comme un processus inéluctable, un destin quasi-divin. La pandémie lui a fait redécouvrir sa fragilité existentielle, sa dépendance vis-à-vis de la bienveillance de ses pays-voisins. « Si nous ne nous entendons pas avec ces trois-là, toute l'économie s'arrête », déclarait le ministre des Finances, Pierre Gramegna (DP), en mai 2020. Et de rappeler « wéi fragile dat Ganzt ass ».

S'il était appliqué, le programme de Marine Le Pen conduirait inéluctablement à un Frexit, c'est-à-dire une implosion de l'Union européenne. Le rétablissement des contrôles aux frontières signifierait la mort de l'accord de Schengen. La « préférence nationale » pour les allocations familiales, l'accès au logement social et l'emploi seraient déclarés contraires aux traités européens. La proposition de faire inscrire dans la Constitution française la prévalence du droit national sur le droit européen constituerait une rupture unilatérale, confortant la Hongrie et la Pologne. La Cour de Justice de l'UE au Kirchberg n'aurait plus qu'à fermer boutique. Interrogé cette semaine par le *Wort*, le politologue de l'Uni.lu, Philippe Poirier, se voulait, lui, apaisant. En cas de victoire de l'extrême droite en France, il y aurait certes une période de « tensions [franco-luxembourgeoises] relativement fortes », mais « le principe de réalité » finirait par s'imposer. Les nombreux élus lorrains du Rassemblement National auraient, « semble-t-il », déjà alerté Marine Le Pen « sur certaines conséquences d'une trop grande confrontation avec les États du Benelux », dit Poirier.

Mais se préoccuper du sort du pays le plus riche de l'UE paraît quelque part indécent. En cas de victoire de l'extrême-droite, les Français musulmans se retrouveraient en première ligne. Marine Le Pen menace de faire de la France le seul pays au monde où le port du voile (que Le Pen qualifie d'« uniforme islamiste ») sera interdit dans tous les lieux publics. Une proposition de loi est déjà rédigée, prête à être votée. Elle prévoit également la censure de tous les films, livres et journaux qui « témoignent » envers les « idéologies islamistes » d'une « quelconque complaisance ». La chasse aux minorités visibles serait déclarée ouverte. Alors que les dirigeants européens sont en retrait, craignant de se voir accusés d'ingérence, le ministre des Affaires étrangères luxembourgeois n'a pas hésité à appeler à la défaite de l'extrême droite, caractérisant la situation française de « sorte de guerre civile politique ».

UKRAINE-KRIEG

Luxemburg liefert

Es sei „selbstverständlich, dass Luxemburg die Ukraine bei der Verteidigung ihrer territorialen Integrität gegen die russische Invasion auch weiterhin unterstützt“, versicherte Verteidigungsminister François Bausch (Grüne) vergangenen Freitag in einer Visiokonferenz seinem ukrainischen Amtskollegen Oleksii Reznikov. Reznikov dankte für die bisher gewährte „substanzielle letale und nicht-letale Unterstützung“ und bat um weitere Lieferungen.

Land-Informationen zufolge wurden bislang Waffen und Ausrüstungen im Wert von 47 Millionen Euro geliefert. Was alles darunter fällt, sei geheim, erklärte das Verteidigungsministerium auf Nachfrage. Es handelt sich aber womöglich um mehr als die von François Bausch am 28. Februar regierungs offiziell angekündigten Allrad-Jeeps, die 15 Militärzelte und die 100 NLAW-Panzerabwehrraketen (Foto: Sven Becker). Deren Stückpreis gab der Generalstab der Armee vor drei Wochen mit „50 000 bis 60 000 Euro“ an und schätzte, das schwedisch-britische Raketensystem sei so gut, dass auch in seiner Bedienung noch ungeübte ukrainische Soldaten „zu 80 Prozent ihr Ziel treffen“ dürften.

Wie das Verteidigungsministerium durchblicken ließ, wurde nicht nur Material aus dem Bestand der Armee geliefert, sondern auch auf dem Markt zugekauft. So werde voraussichtlich auch weiter verfahren. Sowohl der EU als auch Luxemburg separat habe die Ukraine Wunschkataloge geschickt. Was man liefern könne, werde „mit Brüssel koordiniert“. Der Verteidigungsminister legte vor drei Wochen gegenüber der Presse Wert darauf zu betonen, dass Luxemburg sich seine Lieferungen nicht aus einem dafür zur Verfügung stehenden EU-Fonds rückerstatten lasse: Das Großherzogtum leiste einen „solidarischen Beitrag“ an die Ukraine. Als er auf einem EU-Verteidigungsministertreffen vorgerechnet habe, was Luxemburg aus eigener Kraft finanziert, habe in der Runde „betretenes Schweigen eingesetzt“. pf

P E R S O N A L I E

François Bausch,

grüner Vizepremier- und Transportminister, sagte in einem Interview mit *Reporter*, seine Partei sei nicht für den im Tripartite-Abkommen beschlossenen Tankrabatt, „weil ich einfach der Meinung bin, dass das nichts bringt.“ Das sei lediglich eine symbolische Geste, „gewissermaßen aus Empathie für die spürbaren Sorgen vieler Leute“, von der vor allem die Menschen profitieren, die „dicke Autos fahren und sich den Sprit dafür immer noch problemlos

leisten können“. Bemerkenswert ist das schon, hatte es von der Regierung doch bislang immer geheißен, der Solidaritätspak entlaste vor allem Menschen mit niedrigen Einkommen. Dass der Staat für die Senkung der Diesel- und Benzinpreise (bis Ende Juli) und der Heizölpreise (bis Ende des Jahres) um 7,5 Cent pro Liter rund 75 Millionen Euro an Steuergeldern verschleudert, scheint Bausch aber nicht sonderlich zu stören. Der Kompromiss sei für die Grünen vertretbar, weil gleichzeitig die Energiewende beschleunigt werde. ll

T R I P A R T I T E

Spezialkommission

Nach zwei Wochen zwangsverordneter Urlaubspause widmen Regierung und Abgeordnetenkammer sich seit Montag wieder den wirklich wichtigen Themen wie dem Krieg in der Ukraine und der drohenden Energie- und Wirtschaftskrise. Am Dienstagnachmittag traf sich zum ersten Mal die Spezialkommission Tripartite, die auf Anfrage der CSV gegründet wurde. Premierminister Xavier Bettel, Finanzministerin Yuriko Backes (beide DP) und Wirtschaftsminister Franz Fayot (LSAP) durften den Abgeordneten in der Sitzung noch einmal die Vorzüge des „Solidaritätspak“ darlegen, den die Regierung mit dem Patronat und den Gewerkschaften LCGB und CGFP ausgehandelt hat. Detailfragen sollen erst in kommenden Sitzungen geklärt werden, gestern waren aber schon Statec und Steuerverwaltung eingeladen, um den Abgeordneten Rede und Antwort zu stehen, wie das *Tageblatt* den Ausschusspräsidenten Gilles Baum (DP) zitiert. Weil die vier großen Parteien bereits dem Abkommen ihre Zusage erteilt haben, stellt sich natürlich die Frage nach dem Sinn dieses Sonderausschusses. Laut Claude Wiseler (CSV) wolle seine Partei keine neuen Verhandlungen, sondern die Meinung der einzelnen Akteure

hören, die den Solidaritätspak mit verhandelt haben, wie er dem *Tageblatt* erklärte, auch weil die 830 Millionen Euro, die der Staat für die diversen Unterstützungen für Haushalte und Betriebe aufwendet, „in Relation zum Staatshaushalt enorm“ seien. Laut der grünen Fraktionssprecherin Josée Lorsché hat die Spezialkommission bereits erste Erkenntnisse geliefert und sei es nur die, dass Patronat und Regierung mit Berechnungen in die Tripartite-Verhandlungen gekommen seien, „der OGBL, die Gewerkschaften“ hingegen nicht; sie hätten „nur gefordert – aber nicht vorausschauend, was das für das Staatsbudget bedeutet“. In Anbetracht dessen, dass der OGBL seit dem Ende der Verhandlungen darauf hinweist, die Regierung habe den Betrieben die verschobene Indextranche geschenkt und finanziere ihre „Überkompensierung“ mit Steuergeldern aus dem Staatshaushalt, überrascht diese Aussage schon. Oder wie der ADR-Abgeordnete Fernand Kartheiser die „Regierungs-Show“ im *Tageblatt* kommentierte: „Wir sind der Meinung, dass man das Index-System hätte beibehalten können und den Betrieben mit vielerlei Möglichkeiten hätte entgegenkommen können.“ ll

LSAP live

609 User verfolgten am Mittwochabend die virtuelle Diskussionsrunde der LSAP zum Solidaritätspak auf Facebook (Foto: Screenshot). Vize-Premierministerin Paulette Lenert, Wirtschaftsminister Franz Fayot und Arbeitsminister Georges Engel stellten die Vereinbarung vor. Moderiert wurde die Veranstaltung von Ko-Parteipräsidentin Francine Clossener, die von den



Ministerinnen wissen wollte, wieso ein starker Staat so wichtig sei und ob die Gewerkschaften als progressive Kräfte noch ihre Berechtigung hätten. Während der letzten halben Stunde durften dann die „Follower“ Fragen stellen. Schon zu Beginn der Fragerunde wurde der Moderatorin von der Regie mitgeteilt, „déi vum OGBL“ seien ganz aktiv auf Facebook. Und tatsächlich reichte ein halbes Dutzend Gewerkschafter, die nicht einmal (mehr) Mitglied bei der LSAP sind, um die Veranstaltung zu sprengen, wie sich schon alleine bei der Betrachtung der Kommentarspalte erkennen lässt. Mit ihren Anmerkungen und Fragen („Es gibt keine Krise“; „Haben die schaffend Leit nicht schon genug Solidarität während der Coronapandemie bewiesen?“; „Was macht die LSAP am 1. Mai?“; „Wie steht die LSAP zum Klassenkampf?“) gingen sie den Ministerinnen sichtlich auf die Nerven. Gegen Ende ließ Fayot sich sogar zu der Aussage hinreißen, er finde „diese Fragen alle ein bisschen...“ und „natürlich weiß ich, wo sie herkommen“, aber er wehre sich gegen den Vorwurf einer Attacke auf unser Lohn- und Indexsystem. Georges Engel beschwichtigte, der Mindestlohn werde bald wieder automatisch angepasst, während die Vizepremierministerin schon langsam ungeduldig wurde. Sie hatte nämlich noch einen anderen Termin. Gut, dass die LSAP die Diskussionsrunde im virtuellen Raum abhielt, ansonsten wäre es womöglich noch zu Krawallen gekommen. ll

A R B E I T S M A R K T

Die Wirtschaft boomt

Während in der Ukraine der Krieg tobt, boomt in Luxemburg die Wirtschaft. Die schwarzen Wolken, die die Arbeitgeberverbände noch vor der Tripartite über der Wirtschaft erblickten, scheinen sich einstweilen wieder verzogen zu haben. Die Zahl der Arbeitssuchenden ist im März weiter gesunken, die

Arbeitslosenquote liegt nun bei 4,7 Prozent. Die Zahl der Arbeitsplätze ist erstmals auf über 500 000 gestiegen, auch die Gesamtzahl der offenen Stellen bricht mit 11 991 Rekorde. Alleine im März haben die Betriebe der Adem 5 263 neue offene Stellen gemeldet. Insbesondere die Sektoren Finanzdienstleistungen und Gastronomie scheinen zu boomen, denn in diesen Bereichen stehen die meisten Stellen offen. ll

W O H N U N G S B A U

Linke Lösungen

Vor einem leerstehenden Gebäude in der Avenue de la Liberté stellte die Oppositionspartei déi Lénk am Donnerstag sieben Maßnahmen vor, mit denen sie die Wohnungsnot kurzfristig bekämpfen will. So sollen Gemeinden pro 1 000 Einwohner zwei Wohnungen mieten, die sie Wohnungssuchenden zur Verfügung stellen können. Leerstehende Wohnungen und ungenutzte Baugrundstücke sollen besteuert, leerstehende Gewerbe- und Büroflächen in Wohnraum umgewandelt werden. Was der Linken allerdings noch fehlt, sind politische Partner, mit denen sie diese Maßnahmen umsetzen kann. ll

D ' L A N D

La Une

La une de cette semaine est signée Charl Vinz. Les oiseaux de nuit le connaissent surtout derrière le bar du « Gudde Wëllen », une occupation absolument compatible avec un intérêt pour l'art qu'il a développé en tant que travailleur culturel. Durant le confinement de 2020, il a consacré tout son temps au dessin et a entamé sa première série d'illustrations nocturnes de la ville de Luxembourg. Parallèlement il valide un diplôme en ligne de création artistique en espace public de la FAI-IR.

Blog

Madame planification

Pierre Surlut

Pascale Junker installe la prospective comme science de gouvernement. Les hauts fonctionnaires en charge se réunissent pour la première fois ce vendredi

« En 2020, la mutation est profonde et dépasse les attentes les plus optimistes. Quand on pense qu'il y a seulement dix ans, des promoteurs privés épaulés par des décideurs politiques irresponsables ont encore voulu construire, bec et ongles, des énormes shopping centers ou de nouvelles routes et autoroutes ! (...) Le Luxembourg est devenu un îlot vert ayant su concilier prospérité et préservation. (...) Au lieu de goudronner davantage le pays pour doubler les routes par des pistes cyclables, le Luxembourg se distingue par sa transformation directe de routes existantes en pistes cyclables. (...) Le bien-être dérive maintenant aussi du bon sentiment de ne plus vivre au-delà de ses moyens, aux dépens des autres et en dévorant trois planètes, d'être à nouveau maître de sa destinée et de pouvoir regarder ses enfants et petits-enfants dans les yeux », écrivait Pascale Junker en 2011 dans un scénario rêvé. Selon le synopsis de cette contribution au *Land* titrée « Le Luxembourg en 2020 », l'exécutif luxembourgeois avait pris conscience de l'urgence climatique au lendemain de l'annonce, en juin 2010, du « triste record mondial détenu par le Luxembourg pour la plus grande consommation de ressources et le plus important rejet de déchets par tête d'habitant ». Dans la réalité en mars 2020, le Luxembourg s'embourbait avec les pays alentours dans une pandémie et une crise économique que personne (ou presque) n'avait vue venir. (Et à l'inverse des autres métropoles européennes, résolues en la matière, Luxembourg ne s'équipe que timidement de pistes cyclables.)

En 2011, l'auteure Pascale Junker était experte environnement et climat à l'agence gouvernementale Luxdev. Elle a, depuis, écumé les ministères. Après la Coopération, en 2017, elle a été recrutée par le ministre écologiste François Bausch comme coordinateur général au programme directeur de l'Aménagement du territoire. Avec le remaniement gouvernemental de 2018, Claude Turmes (Déi Gréng également) est devenu son ministre de tutelle. Elle a quitté ses services assez rapidement pour accompagner la politique climatique du Cap Vert, un thème sur lequel elle avait travaillé précédemment. Elle occupe aujourd'hui, à 53 ans, une place de choix dans l'organigramme du ministère de l'Économie. Pascale Junker y a débarqué en mai 2021 pour diriger l'entité créée six mois plus tôt Luxembourg Stratégie, une cellule en charge de la prospective. Elle se situe à hauteur du cabinet ministériel dirigé par Tom Theves, au-dessus (c'est en tout cas dessiné ainsi sur le site du ministère) de la cellule compétitivité de Serge Allegrezza. Les directions générales apparaissent en dessous de ces excroissances placées (avec le secrétariat du comité de conjoncture) dans l'entourage direct du ministre Franz Fayot et de son cabinet. « La prospective intéresse profondément le ministre (...) Il attend beaucoup de cet outil d'aide à la décision », explique Pascale Junker.

Personne en dehors du Forum Royal ne connaît vraiment son rôle. La députée CSV Diane Aدهم s'est récemment inquiétée des suites données au rapport Troisième Révolution Industrielle commandé, et payé 425 000 euros, au futurologue américain Jeremy Rifkin en 2016. Une heure d'actualité a été consacrée au sujet le 30 mars à la demande du parti chrétien-social. Le ministre a réfuté le côté « bling-bling » du rapport Rifkin (présenté en grande pompe à Luxexpo) et posé Luxembourg Stratégie en « successeur » du plan dessiné par l'Américain. Selon l'approche prospective, l'on identifierait des *megatrends* comme « la rareté de l'énergie et des ressources, des choses moins considérées avant », en écho aux fiascos Page et Knauf du nom des entreprises qui avaient prévu de s'établir ici et qui ont dû remballer leurs cartons devant les craintes environnementales formulées par les Verts. Rifkin aurait été « le début d'une réflexion pour une économie plus durable et plus circulaire » dans un futur plus lointain, selon le ministre Fayot à la Chambre. La députée Déi Lénk Myriam Cecchetti n'a pas complètement adhéré : « C'est très chouette de discuter de ce qui va se passer dans trente ans (...) mais il faudrait peut être regarder ce qui se passe maintenant sur le terrain », a-t-elle rétorqué à la Chambre en référence au Fonds de compensation qui investit encore dans des énergies fossiles. Diane Aدهم n'est pas convaincue non plus : « Luxembourg Stratégie, c'est un peu une direction fantôme dont on ne voit rien et dont on n'entend pas grand chose », dit-elle au *Land*. On dénombre vingt occurrences sur la revue de presse gouvernementale, l'essentiel fin 2020 quand la cellule a été créée. Avec ses quatre fonctionnaires à temps plein, le coût annuel de Luxembourg Stratégie s'approche de celui



Pascale Junker mercredi dans le couloir de l'ascenseur du Pfaffenthal

Luxembourg Stratégie est vue dans certains ministères comme une initiative du Forum Royal pour reprendre la mains sur des compétences perdues

du rapport Rifkin. Son but mérite explication. Pascale Junker s'y attèle.

« Luxembourg Stratégie aide les décideurs pour lever la tête du guidon, sortir de l'urgence, de l'opérationnel, prendre un petit peu de recul, permettre de réfléchir à quelles décisions devraient être prises aujourd'hui si nous voulons aller vers l'avenir que nous souhaitons », explique Pascale Junker cette semaine. Que souhaitons-nous ? Quels scénarios définirons-nous ? Lesquels choisissons-nous ? Et quelles sont nos options ? « Celles-ci vont en se réduisant si l'on considère la crise énergétique, la pénurie des matériaux, les atteintes à la biodiversité, le réchauffement climatique », énumère la haute-fonctionnaire, rencontrée dans le parc du centre ville mercredi midi. La dynamique responsable de « Luxstratégie » a répondu volontiers à la sollicitation malgré un emploi du temps chargé. Une réunion déterminante est prévue ce vendredi. Un comité interministériel, composé principalement des chefs de cabinet, se réunit pour définir les premiers jalons de l'action, à savoir la mise en place d'un groupe de travail technique qui définira le scénario. Pascale Junker cravache. Cette réunion décisive devait avoir lieu le 31 mars, mais elle a été repoussée à cause de la Tripartite. Or, ce vendredi, les personnes invitées par lettre ministérielle ont réunion de pré-conseil de gouvernement... et l'intérêt pour un haut-fonctionnaire déjà bien occupé d'assumer une charge de travail supplémentaire ne saute pas aux yeux.

Pascal Junker veut « impliquer les autres ministères. Nous croyons à un gain pour la stratégie économique si elle est en accord avec les autres stratégies ministérielles », déjà identifiées. La méthode consiste à utiliser « les mêmes hypothèses, les mêmes indicateurs, les mêmes attentes ». Mais dans les autres ministères, certains traînent des pieds et perçoivent l'initiative comme une manière de « prendre le lead » sur d'autres entreprises prospectives, comme *Luxembourg in transition* (sous Claude Turmes) ou le *Klima Biergerrot* (sous le Premier ministre Xavier Bettel, DP). Franz Fayot assierait de cette manière son influence dans l'action gouvernementale. Les socialistes ont perdu la main sur l'Énergie (Claude Turmes) et les Classes moyennes (Lex Delles) en 2018. La thématique de la prospective à consonance climatique et environnementale permettrait de rassembler les fils de l'action gouvernementale sur les entreprises. Puis les hautes préoccupations humanistes sièent au ministre intello-bohème, confie un observateur. Leur prise en main par les socialistes constitue un argument électoral. Luxembourg Stratégie doit remettre ses propositions au printemps prochain, à quelques semaines des municipales, à quelques mois des législatives.

Pascale Junker incarne aujourd'hui un renouveau. Mais l'histoire se répète. En 2003-2004, l'explosion de la bulle internet et la crise qui s'ensuivit avait mené à des réunions tripartites. Le gouvernement et les partenaires sociaux avaient mandaté le professeur Lionel Fontagné (déjà auteur d'un rapport pour l'exécutif français) à analyser la compétitivité luxembourgeoise et son potentiel pour les années à venir en tenant compte de son modèle social. En était né l'Observatoire de la compétitivité avec à sa tête un certain Serge Allegrezza pour surveiller l'efficacité des mesures envisagées. L'intéressé avait également participé autour de 2010 au lancement de Solep, la Société luxembourgeoise de l'évaluation et de la prospective. Avait notamment été présenté en 2012 le rapport *Luxembourg 2030*, avec la participation de l'expert français en prospective Philippe Durance. Au sortir du Grand Confinement, en novembre 2020, Serge Allegrezza avait lancé l'entité Luxembourg Stratégie sur le modèle français, là, au sein du ministère, en y fusionnant son Observatoire de la compétitivité. La greffe n'a pas pris. L'entité « compétitivité » du directeur de Statec et ses 2,5 temps plein ont été rejetés au début de l'année.

Le conseil de gouvernement a validé l'« énoncé de mission » de Luxembourg Stratégie le 25 février dernier : son existence est justifiée par l'institutionnalisation de la prospective stratégique (*strategic foresight*) dans bon nombre d'États de l'OCDE, plus ou moins proches de l'administration centrale, pour se préparer à des événements qui « peuvent paraître lointains, incertains ou abstraits, mais qui nécessitent une réflexion immédiate quant aux impacts sur le fonctionnement et le positionnement futur de nos économies ». Il s'agit d'une réponse à la court-termisation de la politique. « Le but est de stimuler des méthodes, outils, produits, services et processus nouveaux, tenant compte du contexte, en vue de leur intégration dans les processus de prise de décision économique », lit-on encore dans le document. Idéalement, Luxembourg Stratégie souhaiterait associer le grand public aux travaux, notamment via une plate-forme digitale. La page web du ministère dédiée à cette entité a été mise en ligne mercredi. En novembre dernier, Luxembourg stratégie, alors dirigée par Pascale Junker et Serge Allegrezza, avait confié éminents économistes comme Olivier Blanchard, ancien cadre de la BCE et professeur au MIT, qui a écrit un rapport de prospective avec le prix Nobel Jean Tirole à l'attention du président Emmanuel Macron. L'événement étalé sur deux jours avait attiré 90 personnes et généré 222 connexions (en *streaming*).

« Aujourd'hui la décarbonation est une obligation légale. L'économie doit se préparer. Elle a besoin de son plan. La fenêtre des possibles se referme. On avance dans un contexte de crise et de contraintes. La planification est une manière de ne pas se taper dessus et de sauvegarder la paix sociale. Pour faire des arbitrages dans l'intérêt général et le bien commun », explique Pascale Junker. L'intéressée préconise de fixer des limites d'exploitation de ressources nationalement, établies sur des méthodes scientifiques, comme l'a fait la Suède. « Le Luxembourg est dans le rouge », assène-t-elle. Onze ans après le récit de science fiction de Pascale Junker, aucune leçon n'a été tirée ou presque, ce malgré les initiatives en matière de prospective. Appuyée sur le travail de Johan Rockström ou de Kate Raworth, celle-ci apparaîtrait comme une nouvelle science de gouvernement (selon le concept du politologue Olivier Ihl) et est incarnée par Pascale Junker. ●

ZUFALLSGESPRÄCH MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Schockiert, choqué!

Am Karsamstag wiederholte Präsidentin Nora Back bei RTL: Der OGBL sei in der Tripartite durchaus zur Verschiebung einer Indextranche bereit gewesen. Voraussetzung seien „sérieux Contrepartien“ gewesen. „An do wor eis Haaptfuerderung d'Upassung vum Steuerbarème un d'Inflation.“

Die Hauptforderung war eine Verlegenheitslösung: Statt der Löhne und Renten sollte die Einkommensteuertabelle an den Index angepasst werden. Der Staat sollte verzichten, damit die Unternehmen sparen.

Die Steuertabelle ist in 23 Einkommensstufen eingeteilt. Auf höheren Einkommensanteilen wird ein höherer Steuersatz erhoben: Auf 12 000 Euro acht Prozent, auf 2 000 Euro mehr neun Prozent. Die progressive Steuertabelle trägt nicht den Klassenunterschieden Rechnung. Sie konzentriert sich auf die Einkommensunterschiede unter Lohnabhängigen und Kleinbürgern. Im Wahlkampf heißt das „Mittelstandsbuckel“.

Werden die Nominallöhne an den Preisindex angepasst, bleiben die Reallohn konstant. Sie steigen aber auf höhere Einkommensstufen der Steuertabelle und werden stärker besteuert: Die Netto-Reallohn sinken. Der Staat nimmt eine heimliche Erhöhung der Lohnsteuer vor.

Die Steuerreform von 1967 sollte diese „kalte Progression“ beenden. Das Gesetz sah vor, dass die Einkommensstufen der Steuertabelle an den Index angepasst werden. So sollten die Netto-Reallohn fast konstant bleiben. (Nur fast, wenn die Freibeträge und Abzugsposten nicht angepasst werden.) Doch statt einer „automaticité absolue de l'adaptation“ (Gesetzentwurf 571²⁵, S. 9) überließen CSV und LSAP sie dem Gutdünken der Regierungsmehrheiten.

Seit 1996 schreibt Artikel 125 des Gesetzes eine automatische Anpassung vor. Aber bloß, wenn die jährliche Inflationsrate mindestens 3,5 Prozent ausmacht. Seit 1996 lag die Inflationsrate jedes Jahr unter 3,5 Prozent. So drückten sich die Regierungen an einer Anpassung vorbei. Sie erhöhten die Lohnsteuer heimlich, ohne sich bei der Wählerschaft unbeliebt zu machen.

Derzeit steigt der Index um sechs Prozent. Im ersten Halbjahr könnten es 3,5 Prozent sein. Eine Anpassung wäre nicht mehr zu

umgehen. Die Hauptforderung des OGBL war die Beachtung von Artikel 125 des Einkommensteuergesetzes.

Die DP versprach 2009 in ihrem Wahlprogramm: „Die regelmäßige Anpassung des Steuertarifs sowie der Freibeträge an die Inflation wird automatisch erfolgen“ (S. 36). Die LSAP versprach 2013 in ihrem Wahlprogramm „die Anpassung der Steuertabelle an die Preisentwicklung im Rahmen der haushaltspolitischen Zumutbarkeit“. 2018 versprachen nur noch die Oppositionsparteien: „Wir treten für die regelmäßige Anpassung der Steuertabelle an die Inflation ein“ (CSV-Wahlprogramm, S. 7).

Die DP versprach noch 2009: „Die regelmäßige Anpassung des Steuertarifs sowie der Freibeträge an die Inflation wird automatisch erfolgen“

2009 trug die Steuertabelle zum letzten Mal der Nominallohnentwicklung Rechnung. Laut einem Rechenmodell der Zentralbank führt die Nichtanpassung zu einem „accroissement automatique de la pression fiscale d'environ 0,1% du PIB par an“ (*Bulletin* 2006/2, S. 104). Beim derzeitigen Bruttoinlandsprodukt machen die heimlichen Einkommensteuerverhöhungen 65 Millionen Euro jährlich aus.

Über die Tripartite-Sitzung vom 22. März berichtet *OGBL Aktuell* 2/2022 (S. 9): Es „unterbrechen insbesondere die beiden Minister der Grünen – Turmes und Bausch – die OGBL-Präsidentin ständig. Sie zeigen sich „schockiert, schockiert!“, von „der Forderung der Anpassung der Steuertabelle an die Inflation [wissen S]ie, was das kostet!“).

Die Frage nach dem Kostenpunkt klingt unsinnig. Die Anpassung der Steuertabelle an den Index kostet den Staat nichts. Sie verhindert ungerechtfertigte Mehreinnahmen durch eine heimliche Steuererhöhung. Vielleicht war die Frage umgekehrt gemeint. Die Minister wollten die Gewerkschafterin fragen: „Wissen Sie, was die Nichtanpassung die Steuerpflichtigen kostet?“ Anscheinend so viel, dass sie schockiert waren. ● Romain Hilgert



Die Hauptforderung des OGBL war die Beachtung von Artikel 125 des Einkommensteuergesetzes



Jenny Cardoso (gauche) et Océane Sansalone

« Un choc inimaginable »

Interview : Sarah Pepin

La guerre en Ukraine se déchaîne depuis maintenant huit semaines. Océane Sansalone et Jenny Cardoso de la Croix-Rouge traitent les conséquences psychologiques pour les réfugiés

Océane Sansalone, psychologue clinicienne, et Jenny Cardoso, infirmière psychiatrique, font partie de la cellule ethno-psychologique de la Croix-rouge luxembourgeoise. En ce moment, elles s’occupent de la prise en charge psychologique des réfugiés ukrainiens qui arrivent au Grand-Duché. On les retrouve au foyer Lily Uden au Limpertsberg, structure de résidence durable pour réfugiés et migrants, pour parler de leur travail et de l’universalité (ou non) des traumatismes de guerre.

d’Land : *Comment votre travail a-t-il changé depuis le début de la guerre en Ukraine ?*

Jenny Cardoso : On doit être très flexibles. Les informations viennent au compte-gouttes. La situation change d’un jour à l’autre et nous devons nous y adapter. Tout en maintenant notre travail de tous les jours, on essaie aussi d’intervenir à la Shuk (*Structure d’hébergement d’urgence Kirchberg, ndlr*), là où il y a le premier accueil pour les réfugiés ukrainiens, ainsi que dans les foyers et les hôtels qui ont été repris par la Croix-Rouge. On voit les gens pour un premier dépistage des vulnérabilités présentes.

Votre cellule de support porte le nom « ethno-psy ». Qu’est-ce qu’on entend par cela ?

Océane Sansalone : Elle s’appelle ethno-psychologie parce qu’on voit des réfugiés du monde entier et on estime que le modèle occidental que nous avons appris dans nos études n’est pas forcément adéquat pour toutes ces personnes. Dans notre équipe on a des personnes formées en trans-culturalité, afin d’assurer une ouverture s’ouvrir et d’éviter d’imposer notre modèle psychologique. On veut s’éloigner de l’ethnocentrisme pour pouvoir mieux se rapprocher des migrants et de leurs cultures.

JC : L’ethnopsychiatrie a été fondée par George Devereux, ethnologue et psychanalyste franco-hongrois. Actuellement les psychiatres français Tobie Nathan et Marie Rose Moro en sont des représentants. Chacun a sa façon de voir certaines maladies, ses valeurs et son jugement là-dessus. Nous essayons d’aller à leur rencontre pour faire un métissage avec ce qu’on a chez nous. Ce n’est pas parce que nous optons toujours pour un médicament qu’il faut forcément le prescrire à chaque fois. Il s’agit plus de travailler avec les ressources que les migrants nous apportent – sans jugement.

Les premiers migrants de l’Ukraine sont arrivés au Luxembourg début mars. Dans quel état psychologique étaient-ils, et comment cela a évolué ?

OS : Il y a trois temps au niveau du traumatisme. D’abord, tout ce qui est vécu dans le pays d’origine et qui peut être potentiellement traumatisant. Après c’est le parcours migratoire, ce qui arrive en route. Et puis finalement l’arrivée dans un pays différent, une nouvelle terre d’accueil, qui elle-aussi représente un choc. Les personnes arrivent avec tout ce bagage et réagissent différemment. Il y a ceux qui s’effondrent complètement les premiers jours. La fatigue et la vulnérabilité psychique ont été accumulées pendant un certain temps, et le fait d’avoir un toit au-dessus de la tête, d’avoir de la stabilité et du support et d’être en sécurité physique, le psychisme décompresse un peu. D’autres gens tiennent le coup, souvent parce qu’ils sont des chefs de famille qui doivent être forts, ou des mères qui arrivent seules qui doivent être vraiment fortes pour leurs enfants. Là, les troubles ont tendance à venir plutôt de façon somatique. On observe des maux de têtes, de ventre, des choses qui ne sont pas vraiment expliquées et qui ne partent pas avec le traitement. C’est le psychique qui parle, même si les personnes ne sont pas encore prêtes. En général, on voit tout le volet pathologique : des traumas, des dépressions, des troubles anxieux et des difficultés d’adaptation. Les premières personnes qui sont arrivées d’Ukraine étaient dans un état de choc inimaginable.

JC : Les gens passent par des différentes phases. Actuellement c’est d’abord le dispositif primo-accueil à Mondercange, puis aussi le Centre Creos à Mersch. Suite à cela, les réfugiés vont rester dans les foyers durables pour les procédures. On note qu’au début, il y a toujours de grosses urgences et demandes, que ce soit au niveau somatique ou psychique. En même temps, c’est une phase où les personnes sont occupées. Quand elles sont dans les foyers de longue durée et un peu plus posées, quand une routine s’est installée, des gens qui étaient stables au début peuvent commencer à montrer des symptômes. On leur propose différents types de thérapie, notamment l’EMDR (*Eye Movement Desensitization and Reprocessing, ndlr*), l’hypnose et le TRE (*Tension and Trauma releasing, ndlr*).

OS : Il y a évidemment aussi des migrants qui font preuve d’énormes ressources, qui s’adaptent très rapidement, apprennent la langue avec une vitesse impressionnante, et qui arrivent à dépasser ces traumas.

Comment expliquez-vous cette résilience ?

OS : C’est lié à différents facteurs. Des ressources psychologiques, leurs familles, leurs personnalités ou aussi un autre contexte de départ et d’arrivée.

« On voit des réfugiés du monde entier et on estime que le modèle occidental que nous avons appris dans nos études n’est pas forcément adéquat pour toutes ces personnes »

JC : La raison pour laquelle la personne est partie change tout. Est-ce qu’elle était forcée, est-ce que c’était involontaire ? Quelqu’un qui part de son pays parce qu’il veut avoir une meilleure vie ailleurs, c’est complètement autre chose que quelqu’un qui n’a pas le choix et où ça représente une question de survie.

Une migration à cause d’une guerre représente une césure biographique. C’est lié à l’identité, à un sens d’appartenance profond qui est individuel, mais aussi collectif. Peut-on observer des différences entre les traumatismes purement personnels — comme par exemple de la violence subie au sein de la famille dans l’enfance — et ceux qui s’inscrivent dans un contexte historique collectif ?

OS : De par mon observation, les traumas collectifs vont devenir des traumas individuels et vice-versa. Ici, le contexte culturel joue un rôle. Les survivants du génocide au Rwanda, par exemple, ne parlent pas de traumatisme individuel. La loyauté et la légitimité qui s’imposent les amènent à ne pas mettre l’emphase sur le « moi ». Ils parlent en termes de peuple. Donc pour certaines cultures, les traumas individuels sont vécus de façon collective. En terme de discours, et au niveau de l’appartenance, c’est compliqué pour les gens de voir leur pays déchiré, de voir des clichés et des préjugés sur leur nation. Pour eux il y a une nécessité de rester fier de leur pays, tout en entendant ce qui se passe et en n’étant pas forcément d’accord. Souvent, il leur faut travailler la différence : À qui m’identifie-je ? Qu’est-ce que je veux garder de cette culture, et quelles

sont les choses que je rejette ? Puis, chacun met un autre sens sur l’événement traumatique qui lui arrive. La signification que les gens donnent à leurs parcours est très personnelle.

JC : Un traumatisme reste un traumatisme, même si les facteurs ou symptômes divergent.

La guerre ne représente donc pas d’expérience universelle ?

OS : En terme psychique, ce serait enlever la subjectivité et le côté unique du ressenti, et on ne peut pas se permettre de faire ça. On ne peut pas dire que tous les réfugiés ont le même traumatisme.

Quelles différences avez-vous pu observer entre les crises de 2015 et celle d’aujourd’hui ?

OS : Par rapport aux personnes qui arrivent, il n’y en a pas vraiment. Pour tout le monde, leur vie change du jour au lendemain. Cette fois, la semaine du 17 février les patients étaient encore à l’école, en train de travailler dans leurs villes respectives, avant de devoir partir.

JC : Le fait qu’il y ait plus de femmes est plus médiatisé pour ce conflit. Mais les grands flux migratoires, par exemple ceux de la corne de l’Afrique, se caractérisent par un grand nombre de femmes, notamment pendant la guerre en Érythrée. Elles ont toujours été là.

Quand on parle de guerre, on parle aussi de problèmes long-terme comme le SSPT, syndrome de stress post-traumatique.

OS : Il est important de distinguer le SSPT et le trauma des états de stress aigus. Dans les premières semaines, toute personne exposée à un événement potentiellement traumatisant va se retrouver dans cet état. Si après les quatre semaines les symptômes subsistent, on parle de trauma. Avant, c’est une réaction normale à une situation hors du normal. Même principe, mais cela se chronicise. Les symptômes d’un stress aigu sont similaires au SSPT, à savoir des troubles du sommeil ou de concentration, de l’agitation ou des maux de tête, mais ils diminuent avec le temps. Ici, on ne travaille pas avec une pose de diagnostic, on va plutôt à la rencontre de la personne. Parfois le diagnostic peut soulager, mais on n’est pas dans cette optique.

Environ combien de gens développent des traumatismes ?

OS : Quand on gratte un peu, on perçoit des symptômes, mais les personnes fonctionnent ; elles ont un seuil différent. Dans la littérature on parle de plus de la moitié. Les gens ne viennent pas nécessairement en consultation, mais ça ne veut pas dire qu’ils n’ont pas les symptômes ou la souffrance.

JC : Ça dépend aussi comment les personnes se perçoivent elles-mêmes. On peut dire qu’on a mal à la tête, et que ça n’a rien à voir avec le psychisme. Et comment voient-ils le rôle du psychologue ? Dans certaines langues on n’a même pas de mot pour définir ce métier. Psychiatre et psychologue, tout se confond. Il y a des personnes qui disent : « Je ne suis pas fou, je n’ai pas besoin de vous voir ». Le terme d’infirmière passe mieux, ça permet de trouver une certaine ouverture.

À travers les réseaux sociaux et les médias nous sommes confrontés beaucoup plus avec les images de guerre, récemment de Boutcha. D’un point de vue évolutionniste, nous ne sommes pas à même de digérer en direct les atrocités qui se passent partout dans le monde 24/7. Comment cela affecte-t-il nos états psychiques, et ceux de vos patients en particulier ?

OS : Ça les expose continuellement au traumatisme. Évidemment on ne peut pas les en empêcher, puisque c’est nécessaire. En ce qui concerne les images choquantes, ils ont vécu la même chose et ce n’est pas encore stabilisé dans leur psychisme, donc ça alimente le trauma. Pendant le soulèvement en Afghanistan, on avait des patients qui étaient déjà plus stabilisés, qui sont venus dans nos bureaux en disant qu’ils avaient vu des vidéos de Kaboul et tous les souvenirs sont revenus. Des mécanismes de défense permettent parfois doubler. Comme beaucoup d’entre nous, les réfugiés regardent les médias avant d’aller dormir. On leur conseille de lire, plutôt que de regarder des images et des vidéos.

JC : Le contact avec leurs familles à travers les réseaux sociaux est important. C’est un poids en moins de savoir que les proches sont en bonne santé. Après, ça donne aussi aux familles la possibilité de faire plus pression en ce qui concerne la recherche de travail ou le regroupement familial.

OS : Le sentiment d’impuissance est aussi très présent. Une façon de vaincre cette impuissance et de rester en contact.

Chaque jour, vous faites face à beaucoup de deuil. Comment prenez-vous soin de vous-mêmes ?

OS : Les relations dans l’équipe sont importantes. Dans les secteurs qui travaillent avec les migrants, les équipes sont très proches parce qu’elles vivent des choses très émouvantes ensemble. La règle de base est qu’on ne peut pas sauver, on n’est pas là pour ça. On doit mobiliser les ressources de nos patients. Quand on rentre chez nous, on mobilise les nôtres. Nous prenons aussi soin de nous avec des thérapies, ça fonctionne de manière circulaire. Personnellement, je préfère que ça me touche de cette manière dans mon quotidien au contact avec les gens, parce que j’ai l’impression de faire quelque chose.

JC : On apprend à prendre une certaine distance, tout en faisant preuve d’empathie. Quand je rentre à la maison, je me dis souvent wow, le monde est cruel, mais notre travail a un sens. On se réjouit des petits efforts et c’est passionnant.

OS : Travailler avec cette population, ce sont aussi des rencontres magnifiques et riches. Mon travail ici m’a aidé à relativiser beaucoup de choses dans ma vie personnelle – j’en tire beaucoup de leçons. ●

Die Ministerin erwartet einen Bericht

Peter Feist

Paulette Lenert entwickelt keinerlei Vision für das Gesundheitswesen. Wenn sie so weitermacht, bleibt demnächst nur noch die Markttöffnung

Während am Mittwoch am Centre médical der Firma Steffen Holzbau in Potaschberg auch die Radiologie in Betrieb genommen wurde, sprach die Gesundheitsministerin über „ein gesundes Verhältnis zur Sexualität“. Statt eine Pressekonferenz zu geben, auf der sie dargelegt hätte, wie sie das von ihr vor zwei Wochen ausgesprochene Verbot durchzusetzen gedenkt, außerhalb von Krankenhäusern Magnetresonanztomografen (IRM) zu betreiben, referierte Paulette Lenert (LSAP) in der Villa Louvigny gemeinsam mit DP-Schulminister Claude Meisch und LSAP-Chancengleichheitsministerin Taina Bofferding lieber über das politisch unverfänglichere Thema „Santé affective et sexuelle“.

Selbstverständlich ist dessen Bedeutung für die Gesellschaft nicht zu unterschätzen. Doch mit ihrem Wankelmut und ihrer politischen Unerfahrenheit und Unentschlossenheit bringt ausgerechnet die Gesundheitsministerin von der LSAP das Gesundheitssystem, so wie es seit über vier Jahrzehnten besteht, in Gefahr. Seit 1976 gilt, dass es reguliert sein soll. Seither sollen Krankenhäuser und schwere Technik staatlich geplant sein, um Verschwendungen öffentlicher Mittel und „doubles emplois“ zu vermeiden. Was dafür sorgen soll, dass die Gesundheitsversorgung „universell“ allen zugänglich bleibt, und dass die solidarisch finanzierte öffentliche Krankenversicherung wiederum allen unabhängig vom Einkommen eine gleichwertige Versorgung als soziales Recht garantieren kann. Das sind die politischen Ziele, denen die Regulierung unterliegt.

Eigentlich. Denn seit dieser Woche ist das nicht mehr so sicher. Paulette Lenert schaute zu, wie in Potaschberg Fakten geschaffen wurden. Dem *Tageblatt* gegenüber klagte sie am Mittwoch, es werde „politischer Druck“ auf sie ausgeübt. Das ist wohl wahr: Der Druck kommt einerseits von der CSV, deren Grevenmacher *député-maire* Léon Gloden das Projekt der lokalen Holzbaufirma, in einem ihr gehörenden Gebäudeneubau im Gewerbegebiet Potaschberg „ein Gesundheitszentrum als Komplettprogramm“ anbieten zu wollen, schon seit Jahren unterstützt. Der Druck kommt aber auch vom Koalitionspartner DP. Dessen Echternacher Abgeordnete Carole Hartmann setzt sich in der Kammer derart eifrig für den als „Stiefkind“ der Gesundheitsversorgung betrachteten Osten des Landes ein, dass Léon Gloden sich im November vergangenen Jahres herausgefordert fühlte und seine Gemeinde auf *Facebook* zu verbreiten anwies, „dank des unermüdlichen Einsatzes von Bürgermeister Léon Gloden und Privatinvestoren“ werde in Potaschberg voraussichtlich Anfang 2022 auch ein IRM-Gerät in Betrieb genommen (*d'Land*, 19.11.2021).

Vereinfacht betrachtet, erreichte am Mittwoch ein Spiel mit Paulette Lenert seinen vorläufigen Höhepunkt. Der Ministerin, die als ruhige und sympathische Erklärerin der Corona-Lage die Herzen vieler Wähler/innen eroberte und zur in Umfragen populärsten Politikerin des Landes aufstieg, kann es nicht ganz egal sein, wenn in der Ost-Region neue medizinische Angebote geschaffen werden: Der Ostbezirk ist bis auf weiteres auch ihr Wahlbezirk. Hinzu kommt, dass die LSAP-Vizepremierministerin, die ihre Partei sich gerne als Spitzenkandidatin für 2023 und als künftige Premierministerin vorstellt, anderthalb Jahre vor den nächsten Wahlen ein lohnendes Ziel verkörpert: Nicht nur der CSV, auch der DP kann daran gelegen sein, ihr politische Niederlagen zu bereiten. Nicht nur Léon Gloden und die CSV-Fraktionsvorsitzende Martine Hansen lobten sich selbst vergangenen Samstag in einem ganzseitigen *Wort*-Artikel, „dank unseres Einsatzes tut sich nun endlich etwas“, und „der in medizinischen Belangen staatlicherseits so stiefmütterlich behandelte Osten beschreitet neue Wege“.

Die Gesundheitsministerin schaute diese Woche zu, wie in Potaschberg Fakten geschaffen wurden. Damit dürfte sie ihre politische Glaubwürdigkeit als Gestalterin des „Systems“ verspielt haben

Carole Hartmann von der DP feierte ebenfalls einen kleinen Sieg: Dem *Radio 100,7* erklärte sie am gestrigen Donnerstag munter, dass „Ärzte sich trauen“, in Potaschberg trotz Verbot Radiologie zu betreiben, sei „in erster Linie eine gute Neugier für den Osten“ – das „Stiefkind“. Diesen Weg müsse das Gesundheitssystem „weitergehen“. Würde Paulette Lenert in einem solchen Kontext energisch durchsetzen, was sie dem von deutschen Ärzten gegründeten Groupement d'intérêt économique in der Grevenmacher Gewerbezone angekündigt hat, würde sie sich im Osten bei vielen unbeliebt machen.

Weniger vereinfacht betrachtet aber dürfte die Gesundheitsministerin diese Woche ihre Glaubwürdigkeit als Gestalterin des „Systems“ verspielt haben, wofür eigentlich mit viel Tamtam der *Gesundheitsdösch* einberufen worden war. Potaschberg ist nur ein Symptom unter mehreren. Wenn von einem Regierungsmitglied erwartet werden darf, eine Vision für die im Koalitionsvertrag abgemachte „Vernetzung“ von Krankenhausmedizin und außerklinischer Versorgung zu entwickeln und diese Vision nach außen hin zu vertreten und zur Diskussion zu stellen, dann selbstverständlich von ihr. Noch aber hat sie dazu nur sehr wenig von sich gegeben. Was mittlerweile alle an der Diskussion Beteiligten ärgert; auch den Ärzteverband AMMD, der die Systemdebatte während des Wahlkampfs 2018 erkämpft hatte. Zu allem, was nicht mit der Corona-Seuche zu tun hat, sondern mit Gesundheitspolitik, erklärt die Ministerin notorisch, sie kenne sich noch nicht aus, müsse sich erst informieren, habe dazu aber wegen Corona noch keine Zeit gehabt. Manchmal ergeht sie sich in technokratischen Erklärungen. Viel häufiger sagt sie gar nichts. Im *RTL*-Fernsehen meinte sie am Mittwochabend zum Thema Potaschberg lediglich, Beamte des Gesundheitsamts losgeschickt zu haben. Die würden ihr einen „Bericht“ schreiben. Und sie fügte hinzu, aufgrund dieses Berichts „wird sich auch die CNS endgültig positionieren können“.

Wenn es schon eine politische Kapitulation war, lediglich einen Bericht zu erwarten, dann war der lapidare Verweis auf die Krankenkasse eine weitere: Die Gesundheitsministerin gab damit der in der Öffentlichkeit mittlerweile verbreiteten Auffassung nach, die Mühlen der CNS mahnten zu langsam.

Paulette Lenert unterwegs zur Tripartite-Sitzung am 22. März in Schloss Senningen



Und als bestehe das Ärgernis um die Kernspintomografen vor allem darin, dass es nach wie vor nur den Kassentarif für die IRM-Analyse selbst durch den Radiologen gibt (zurzeit 162,90 Euro). Nicht aber auch einen Tarif, der mit der Anschaffung und dem Betrieb des Apparats verbundene Kosten decken hilft; für Abschreibungen und Personal etwa. In den Kliniken trägt die CNS diese Kosten über die Spitalbudgets, die Patienten kommen nicht in Berührung damit. Außerhalb der Spitäler bleiben sie zu definieren – sofern IRM dort gewollt sind. Schätzungen von Radiologen gehen von zusätzlichen 360 Euro pro Analyse aus. Womit der dafür in Arztpraxen zu zahlende Gesamtpreis in die Nähe dessen geriete, was in der Privatmedizin in Deutschland üblich ist. Womit sich politische Fragen verbinden, die Paulette Lenert jedoch anscheinend an die öffentliche Einrichtung CNS zu delegieren bevorzugt.

Dass die Rolle von Gesundheitsminister/innen darin bestehe, Geld auszugeben, während Sozialminister/innen die Finanzen der Sozialversicherung zusammenhalten, ist ein Bonmot, das gerne mal erzählt wird. Auf Paulette Lenert trifft es insofern nicht zu, als sie auch beigeordnete Sozialministerin ist. Hinzu kommt aber: Bei all den Diskussionen in der Öffentlichkeit und den meist recht vereinfachten Darstellungen in den Medien wird der Eindruck erweckt, als sei die ganze Thematik nur eine der Freiheit der Berufsausübung – freiberuflicher – Ärzten. Und als sei alles klar, nachdem das Verfassungsgericht im Juli 2019 sein seither zu einiger Berühmtheit gelangtes Urteil fällte, dass eine großherzogliche Verordnung von 1993 den Betrieb von schwerer und teurer Technik (unter anderem IRM) auf Krankenhäuser limitiert, schränke die Freiheit der ärztlichen Berufsausübung auf verfassungswidrige Art ein. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Der andere Teil lautet: Über die Rechte der Krankenversicherten gibt es ebenfalls Gesetze. Und noch immer soll die Regulierung des medizinischen Angebots dafür sorgen, dass diese Rechte uni-

versell für alle gelten. Was sogar der Freiheit der Berufsausübung von Ärzten Grenzen setzen kann.

Offensichtlich jedoch gibt es in der Regierungsmannschaft der LSAP keine Stimme, die klar nach außen vertritt, was das heißt. Solange Romain Schneider Sozialminister war, übernahm er das ab und zu. Sein Nachfolger Claude Haagen ist noch damit beschäftigt, alle am Sozialversicherungssystem interessierten Akteure zu treffen. Lenerts gerne unverschämter Vorgänger Etienne Schneider gefiel sich darin zu erklären, „in einem reichen Land wie Luxemburg“ könne es nicht sein, dass das medizinische Angebot Wartezeiten erzwingt. Damit schien er die Türen weit öffnen zu wollen. Auf die Finanzierbarkeit aus öffentlichen Mitteln angesprochen, bekannte er launig, „damit kenne ich mich nicht aus“. Würde in der LSAP-Fraktion und dem parlamentarischen Gesundheitsausschuss nicht Mars Di Bartolomeo als Schatten-Gesundheitsminister agieren, wäre die Luxemburger Sozialdemokratie von einem ihrer politischen Kernbereiche abgemeldet.

Das Problem dabei ist jedoch nicht nur eines der mit Politik überforderten Gesundheitsministerin, für die Entscheidungen zu treffen eine ähnliche *ultima ratio* zu sein scheint wie eine Impfpflicht, sowie ihrer Partei. Es ist auch ein Problem der gesamten politischen Klasse, weil die Debatte verarmt, wodurch sich niemand wirklich zuständig vorkommen muss. Es sei denn dafür, den Erwartungen der Bürger/innen hinterherzulaufen. Doch die Erfahrung lehrt, dass gerade im Gesundheitsbereich Angebote ihre eigene Nachfrage erzeugen. Wer will, dass die Angebote vernünftig strukturiert, aufeinander abgestimmt und bezahlbar sind, muss sagen, wie das genau gemeint ist. Und erklären, wo die Grenzen liegen. Sonst bliebe nur, den Markt zu öffnen und lediglich über Preise und Tarife dafür zu sorgen, dass er sich selbst reguliert. Dass das nicht gerade Kassentarife sein würden, davon kann man ausgehen. ●



Etienne Schneider mit Chem-Präsident Georges Mischo (links) und dem damaligen Generaldirektor Hansjörg Reimer bei der Einweihung einer neuen IRM am Escher Spital

Dignité

Bernard Thomas

Dans *Halbes Leben*, Romain Feltgen raconte son adolescence à Dreiborn et Givenich, ses fugues et le « Garer Milieu ». Un témoignage cru sur la marginalité sociale et le quadrillage disciplinaire dans les années 1970

Des coups de feu déchirent le calme de Howald, en ce matin d'août 1975. Une balle percute le crâne d'un garçon de quinze ans, nommé Romain Feltgen. Peu après, il entend la voix d'un ambulancier : « Dat ass ee Kappschoss ; deen ass futti ». Le lendemain, la presse relate ce « fait divers » intervenu dans un domicile privé : Le fils du propriétaire a découvert deux jeunes cambrioleurs blottis derrière un lit. Sans prévenir, il a tiré des coups de revolver dans la chambre à coucher. « Une affaire très délicate » relativise le commissaire de Hesperange : « Aber bei der steigenden Zahl von Verbrechen und vor allem von Einbrüchen, ist es durchaus nicht verwunderlich, daß eine Zivilperson zum Revolver greift ».

Presque cinquante ans plus tard, Romain Feltgen raconte sa vie de jeune marginal dans *Halbes Leben* (Éditions Guy Binsfeld, 496 pages, 30 euros). Sur une page entière, il détaille comment, à l'aide d'un tournevis, il fait sauter la vitre d'une fenêtre de la maison de Howald, dont les propriétaires sont partis en vacances. Il décrit ensuite comment lui et son complice pénètrent à l'intérieur, cherchent à s'y ravitailler en fouillant le frigo, tentent sans succès d'ouvrir un coffre-fort, pour enfin s'effaïsser sur un lit et s'endormir. Le lendemain matin, la vie de Feltgen vole en éclats. Deux mois plus tôt, il s'était enfui de Dreiborn, en compagnie de Jean Szabo, un codétenu, pour rejoindre Ostende. Une fois arrivés au bord de la mer, les deux adolescents louent des Go-Karts et sillonnent la digue : « Ich denke, es ging nur darum die Ferien nicht im Heim verbringen zu müssen ». Leur « vagabondage » les mènera à Bruges, Calais, Arras, Lille, Rotterdam, Anvers, puis retour à Luxembourg. Il sera financé par une série de cambriolages, huit au total, décrits chacun de manière méticuleuse.

Lorsqu'au bout de plusieurs semaines, Feltgen sort du coma, le côté gauche de son corps est paralysé. Handicapé, marchant avec une béquille, il ne passe pas inaperçu. À de très nombreuses reprises dans le livre, Feltgen se décrit en train de raconter son histoire. Inlassablement, il répète son horreur d'être pris en pitié. L'exigence d'être traité avec respect et dignité traverse l'ensemble de l'autobiographie. Elle n'est jamais formulée de manière explicite, mais se traduit par des révoltes contre les policiers, surveillants et psychiatres. Un regard de travers d'un passant dans la rue suffit à déclencher sa colère.

La saison 2 de *Capitani* a resservi à la classe moyenne ses propres préjugés sur le quartier de la Gare (lire pages 2-3). Le témoignage de Romain Feltgen (né en 1960) est, lui, quasiment passé inaperçu. L'auteur l'aurait rédigé avec l'objectif de financer un voyage en Thaïlande, lit-on dans la postface. Mais le projet date en fait de 1989, lorsque le psychologue Gaston Schaber, fondateur du Ceps-Instead, incita Feltgen à mettre sa vie par écrit. Un tel document, estimait-il, pourrait notamment servir de matériel didactique à ses étudiants.

Romain Feltgen écrit de manière précise et efficace. Dès la première page du livre, il évoque la mort, à l'âge de treize mois, de son petit frère Vincent : « Ich kann mich noch erinnern, als sei es gestern gewesen, wie ich auf dem Fensterbrett unseres Schlafzimmers, im ersten Stock unseres Hauses, gesessen habe und von oben herab meine Mutter, die meinen kleinen Bruder auf ihrem Arm trug, ins Taxi habe steigen sehen und davonfahren. Als sie viel später zurückkam, war sie allein. » Deux phrases, sans adjectifs ni adverbes, pour dire l'absence irrémédiable.

La majeure partie du livre retrace une adolescence passée dans les institutions pénitentiaires, médicales et psycho-sociales durant les années 1970. À l'âge de douze ans, Romain Feltgen est placé, avec son frère Nico, dans la « Maison de rééducation » de Dreiborn. La demande en avait été formulée par le père, décrit dans le livre comme abusif et peu présent. Le juge des enfants y donna une suite favorable, estimant que les deux mineurs seraient « abandonnés à eux-mêmes » et auraient commis plusieurs « larcins ». Romain Feltgen avait effectivement volé un vélo et quelques lapins. Il avait également légèrement blessé un garçon du voisinage, de quatre ans son aîné, en lui tirant sur les jambes avec un fusil à air comprimé. Bref, il était connu des services de police.

Centre Dreiborn, prisons de Givenich et du Grund, mais également hôpitaux et psychiatries ; dans la mémoire de Feltgen, ces lieux d'enfermement se recourent et se superposent. Lorsqu'il évoque une première fois Dreiborn, il compare le bâtiment à

« une caserne ou un hôpital ». L'hôpital neuropsychiatrique d'Ettelbruck lui rappelle le centre pénitentiaire Givenich, et il note : « Eingesperrt bleibt eingesperrt ». Comme autant de fois avant, il s'enfuit, et se retrouve pris en auto-stop par un infirmier psychiatrique. Déjà enfant, Feltgen avait été placé au Kannerland à Limpertsberg. Le livre passe en quelques phrases sur les expériences vécues dans ce foyer géré par les sœurs de Sainte Elisabeth : « Ihre beliebteste Art der Bestrafung war es, mit ihrem schweren Schlüsselbund auf unsere Köpfe zu schlagen. » Ces traumatismes refont surface des années plus tard, alors qu'il se retrouve alité à la Zithaklinik. Quand une sœur lui parle sur un ton autoritaire, Feltgen lui réplique : « Nonnen wie Sie haben mich während mehreren Jahren gequält ! Es interessiert mich einen Scheiss, was Sie mir hier erzählen wollen. »

C'est presque en passant que Feltgen évoque la routine quotidienne de « l'appel » dans la cour de Dreiborn, durant lequel les « Zöglinge » doivent se mettre en rang : « Man hätte sich in einer Kaserne beim morgendlichen Appell glauben können ». Au détour d'une phrase, on apprend qu'un des surveillants est surnommé « le nazi » par les jeunes. Par moments, Feltgen évoque ouvertement son angoisse, comme lors de sa première nuit passée « am Klemmes » à Givenich : « Ich kann das Gefühl, das ich hatte, als ich hörte, wie die Schlüssel sich im Schloß drehten, gar nicht beschreiben. Es war einfach nur so, als würde ich erdrückt werden. » Mais Feltgen perçoit également les premiers signes d'une libéralisation : « Ab einem bestimmten Zeitpunkt kamen immer öfter junge Erzieher und Erzieherinnen nach Dreiborn, um dort ihr Praktikum zu machen. In dem Erziehungsheim lief dann alles vollkommen anders ab. Die alten, meist übermäßig strengen Regeln wurden fast alle gelockert und den Heimbewohnern wurden eine ganze Menge neuer Rechte zugesprochen. »

Devenu majeur, Feltgen se retrouve illico happé par le *Garer Milieu*. Dans la *Vullegaass* et la rue Joseph Junck, il tombe sans cesse sur ses anciennes connaissances de Dreiborn et de Givenich. Dans un bar du quartier, un copain lui explique : « Wenn du dich hier umsiehst, dann kannst du gut und gerne hundert, wenn nicht mehr Jahre Knast auf einem Haufen sehen. » Il pense initialement trouver une communauté : « Es schien, als wären alle zusammen eine große Familie, in der es nichts Wichtigeres gab als Ehrlichkeit und gegenseitiges Vertrauen ». Puis d'ajouter, quelques phrases plus loin : « Ich war eben viel zu leichtgläubig in meiner damaligen Situation. Wahrscheinlich wollte ich einfach nur einige Menschen haben, denen ich vertrauen wollte und die einfach da waren. »

Un des fils conducteurs du récit est la recherche par Feltgen d'un sentiment d'appartenance et de sécurité. (Sa mère avait abandonné la famille, sa belle-mère fut assassinée dans un hôtel du quartier de la Gare.) Ce sont parmi les rares occasions où l'auteur dévoile ses

sentiments. Dans son parcours, il rencontre plusieurs personnes privées qui l'aident et qui l'accueillent, le temps d'un weekend ou d'une vacance. Parmi eux, son ancien professeur de français du Lycée des Garçons, Guy Linster, qui invite Feltgen et son petit frère à passer des weekends au Bridel. « Man durfte sich fühlen, als würden wir dazugehören und wären ein Teil dieser intakten Familie. Das war ein ganz neues und tiefgreifendes Erlebnis ». (Que son hôte était membre socialiste du gouvernement, le jeune Feltgen ne l'apprendra que par hasard, quelques mois plus tard.) Il passe Noël chez une famille de paysans de l'Ösling : « Das war auf einmal das Gefühl, das ich in meiner eigenen Familie so sehr vermisste. Die Liebe zu den Kindern und die Geborgenheit. » Il y a enfin Emile Kolber, bénévole de l'association gauchisante Action Prisons, à qui l'autobiographie est dédiée. Il accueille Feltgen chez lui à sa libération de Givenich, et sera toujours à l'écoute et disponible. Surtout, il ne prendra pas le jeune Feltgen de haut.

À deux reprises, Feltgen énonce une sorte de code d'honneur : « Ich konnte nur von mir behaupten, dass ich niemals jemandem etwas gestohlen hatte, nur um mich zu bereichern. Oder verletzt hatte. » Or, à travers le livre, on retrouve une demi-douzaine d'agressions physiques commises par Feltgen. À chaque fois, celui-ci jure qu'elles auraient été non-intentionnelles. Il confie des épisodes peu flatteurs. Au cours de leur série de cambriolages, Feltgen et Szabo détruisent systématiquement une collection en porcelaine, l'écrasant sous un tapis. Une fois arrêtés, la police reconduit les deux ados à la maison cambriolée pour les confronter aux victimes : « Ich hörte den Mann nur stammeln : Wieso habt ihr das getan ? Die Frau stand neben ihm und blickte abwechselnd auf den Scherbenhaufen, ihren Mann und zu uns herüber. Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass es sie ganz und gar nicht störte, das zerbrochene Porzellan dort liegen zu sehen, und

daneben stand ihr ratloser Ehemann. Irgendwie fand ich das Bild doch ganz lustig. »

Le texte permet également de retracer une géographie sociale de la Ville dans les années 1970. Fils d'un ouvrier communal, Romain Feltgen fréquente surtout les faubourgs de Weimerskirch et du Pfäffenthal durant son enfance. La première fois qu'il se retrouve à Merl, c'est pour y repérer une cible à cambrioler : « Obwohl ich in Luxemburg gewohnt hatte, war mir dieser Stadtteil völlig fremd. Um mich herum sah ich nur ziemlich große saubere Häuser, meist mit Vorgarten ». Le livre fixe également pour la postérité les noms de bistrots disparus : Le « Blanne Jang » au Grund, fréquenté par des surveillants de prison, le « Café Schmött », où se rencontrent les ouvriers communaux de Weimerskirch. On apprend que les bars les plus « mal-famés » se trouvaient alors aux alentours de la rue Philippe II, occupée aujourd'hui par Gucci, Vuitton et autres Chanel. Dans le « Petit Café » et le « Café du Centre », « principales plaque-tournantes de la drogue » et cibles régulières des razzias de la police, Feltgen rencontre une première fois l'univers de l'héroïne. Les toxicomanes lui apparaissent comme des « zombies », et il décide de garder ses distances.

Dans sa critique (très élogieuse par ailleurs) parue dans le mensuel *Forum*, l'historien Michel Pauly relève que les descriptions personnelles sont rares dans le témoignage de Feltgen. Le récit est en effet prisonnier d'un subjectivisme très étroit. Les personnages restent étrangement flous et superficiels. Ils apparaissent dans le récit pour aussitôt en disparaître, comme des figurants ils défilent. Il faut ainsi lire l'article du *Républicain Lorrain* (reproduit dans le livre) pour apprendre que Jean Szabo, avec qui l'auteur avait entrepris sa cavale en 1975 mais qui avait miraculeusement échappé aux balles tirées à Howald, finira assassiné à Waldbillig par la bande de braqueurs de banques de Carlo Fett.

Feltgen, lui, s'en est finalement sorti. Grâce à l'intervention discrète de Guy Linster, il fut le seul jeune à Dreiborn à continuer à suivre des cours dans un lycée classique. Mais à 17 ans, il est renvoyé pour cause d'absences non excusées et de « manque de discipline », malgré des « aptitudes intellectuelles [qui] suffiraient largement à suivre l'enseignement », comme l'écrit le directeur du Collège de l'Est à Grevenmacher. Feltgen suivra différentes formations, en peinture, en mécanographie, en jardinage, mais après des enthousiasmes initiaux, il abandonne rapidement. Reste que le suivi assuré par Action Prisons, le CNDs et l'Asbl Mathéllé (qui a co-financé la publication du livre) auront aidé Feltgen à ne pas sombrer. En fin de compte, ce sont les dommages et intérêts versés par le tireur de Howald (ou plus exactement : son assurance) qui permettront à Feltgen d'accéder à l'autonomie, via l'acquisition d'un logement.

Feltgen procède à la manière d'un romancier. Alors que quatre décennies le séparent des événements, il relate ses discussions en discours direct, comme s'il venait de les noter la veille. (Il cite même les marques et modèles de voitures qui l'ont pris en autostop.) Son autobiographie comporte évidemment une large part de fiction, et il faut la lire pour ce qu'elle est : une reconstruction à partir de la mémoire. Or, celle-ci est toujours partielle et partielle, lacunaire et sélective. Disséminés à travers le livre, des dizaines de documents officiels viennent confirmer des épisodes qui pouvaient sembler invraisemblables. Ils pointent également de nombreuses lacunes, incohérences et contradictions. Face à la mémoire individuelle se dresse donc la machinerie administrative, productrice de convocations judiciaires, de fiches médico-sociales, d'autorisations et de refus officiels.

L'éditeur de l'ouvrage, Dan Kolber, a voulu laisser intact le texte original. Dans sa très belle postface, le petit-fils d'Emile Kolber rappelle que « les irritations du texte sont les irritations d'une vie » : « Die Textgestalt, so wie der Leser sie vor Augen hat, ist die unangenehme Gegenwart des schreibenden Subjekts. Sie widerspricht der souveränen Stellung, die man in bürgerlicher Ordnung beim Schriftsteller gerne voraussetzt. » Dan Kolber a poussé ce parti pris jusqu'à publier de longs passages du manuscrit original, sans y rectifier les nombreuses fautes de frappe, d'orthographe et de grammaire. Le lecteur se retrouve donc devant un demi-millier de pages, sans parties ni chapitres, un maelström aussi chaotique que la vie de Feltgen. On l'aura compris, l'obsession de l'authenticité nuit à la lisibilité du texte. Au lecteur de recomposer le récit. ●



Romain Feltgen, ce mercredi

DEUTSCHLAND

Kein Reden um des Redens willen

Martin Theobald, Berlin

Die Stellenbeschreibung für Soldatinnen und Soldaten lässt sich kurz und knackig formulieren: Sie müssen jederzeit bereit sein, für das Ganze zu sterben. Eine nicht besonders attraktive Jobdefinition in Zeiten wie diesen. Und noch dazu ein Satz, mit dem sich die Pazifismus-verliebten Deutschen schwertun. Über Jahrzehnte tat man sich als Großmeister der bewegten Friedensworte hervor. Und steht nun vor den Scherben des gesellschaftlichen Ansinnens. Dennoch war das Staunen groß als Bundeskanzler Olaf Scholz Ende Februar – wenige Tage nach Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine – in einer Sondersitzung des Bundestags vollmundig verkündete: „Wir werden von nun an Jahr für Jahr mehr als zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts in unsere Verteidigung investieren.“ Dazu werde ein ‚Sondervermögen‘ von 100 Milliarden Euro eingerichtet – „für notwendige Investitionen und Rüstungsvorhaben“. Es wirkte wie ein Befreiungsschlag für Kanzler Scholz. Und eine Überraschung der Deutschen. „Wir tun dies auch für uns, für unsere eigene Sicherheit, wohl wissend, dass sich nicht alle Bedrohungen der Zukunft mit den Mitteln der Bundeswehr einhegen lassen“, fuhr Scholz in seiner damaligen Regierungserklärung fort.

In den sechs Wochen seither ist viel geschehen. Die Bilder aus der Ukraine nahmen an Heftigkeit, Brutalität und Verzweiflung zu. Die Rufe nach Unterstützung der ukrainischen Armee wurden lauter. Doch in Berlin nahm die Regierungskoalition Satz für Satz, Stück für Stück der Ankündigung des Bundeskanzlers zurück. Von einer Erhöhung des Verteidigungsetats auf zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) zur Finanzierung des laufenden Betriebs der Armee ist keine Rede mehr. In den Haushaltsentwürfen für 2022 und die Folgejahre, die im vergangenen Monat im Bundestag beraten wurden, ist die Erhöhung des Budgets auf „mehr als zwei Prozent“ nicht zu finden. Wäre das Ziel ernst gemeint, hätte der Etat auf mehr als 72 Milliarden Euro steigen müssen, doch er bleibt weiterhin gedeckelt bei gut 50 Milliarden Euro. Dies war bereits vor dem Ukrainekrieg geplant und entspricht etwa 1,4 Prozent des deutschen BIP. Bei diesem Deckel soll es auch in den Folgejahren bleiben.

Fachleute der Berliner Regierungskoalition beginnen mit Erklärungsversuchen. Scholz habe in seiner Rede nicht ein Sondervermögen plus die Erhöhung des Verteidigungsbudgets angekündigt, sondern das Sondervermögen bedeute die Erhöhung des Etats von

gut 50 Milliarden auf über 70 Milliarden Euro – und damit mehr als zwei Prozent vom BIP. Auf dieses Ergebnis komme man, wenn man die 100 Milliarden Euro Sondervermögen auf die laufenden Etats von vier bis fünf Jahre verteile. Diese Darstellung findet sich ein wenig versteckt und zwischen den Zeilen in der damaligen Rede von Scholz. Als die Medien die Formel ‚Sondervermögen plus zwei Prozent‘ kolportierten, korrigierte die Regierung dies in den Folgetagen nicht.

Dabei braucht die Bundeswehr beides. Erstens das Sondervermögen, um die versäumten Investitionen der letzten Jahrzehnte in Gerät und Ausrüstung zu finanzieren. Die Lücke beläuft sich seit der Wende 1989 auf ungefähr eintausend Milliarden Euro – das Zehnfache des Sondervermögens. Das Verteidigungsministerium möchte in neue Kampffjets und Raketenabwehr investieren und sich an europäischen Rüstungsprojekten beteiligen, etwa dem Future Combat Air System (FCAS). Darüber hinaus braucht die deutsche Armee die Erhöhung des fortlaufenden Budgets auf zwei Prozent des BIP. Denn die jahrelange Unterfinanzierung ist eine der Hauptursachen dafür, warum die Bundeswehr in dem Zustand ist, den Scholz im Februar auf der Münchner Sicherheitskonferenz beklagte: „Wir brauchen Flugzeuge, die fliegen, Schiffe, die in See stechen, und Soldatinnen und Soldaten, die für ihre Einsätze optimal ausgerüstet sind.“ Heutzutage müssen sich Einheiten, die in Einsätze geschickt werden, die nötige Ausrüstung, Fahrzeuge, Waffen und Munition bei anderen Einheiten ausborgen, die zuhause bleiben und dann selbst blank sind. Dies liefert auch einen Grund für die stoische Zurückhaltung Deutschlands beim lautstarken ukrainischen Verlangen nach Lieferung schwerer Waffen: Die Bundeswehr kann diesem Wunsch schlichtweg einfach nicht entsprechen. Diese Ausstattungsmängel zu beheben ist keine Remilitarisierung Deutschlands, sondern bloß notwendige Bedingung und Voraussetzung einer funktionierenden Armee.

Auch die steigenden Ausgaben für Treibstoffe oder Personal belasten den Verteidigungsetat. Allein diese beiden Kostenzuwächse dürften acht bis zehn Prozent des laufenden Budgets beanspruchen – oder, da der Etat nicht erhöht wird, rund 40 Prozent des Sondervermögens, über vier bis fünf Jahre gerechnet. Ungelklärt ist auch, wie es nach der Amtszeit der jetzigen Koalition 2025 weitergeht, wenn das Sondervermögen verbraucht, aber der



Der deutsche Kanzler Olaf Scholz (SPD)

Dies liefert auch einen Grund für die stoische Zurückhaltung Deutschlands beim lautstarken ukrainischen Verlangen nach Lieferung schwerer Waffen: Die Bundeswehr kann diesem Wunsch schlichtweg einfach nicht entsprechen

Wehretat gedeckelt bleibt. Und schon heute weckt das Sondervermögen Begehrlichkeiten, obwohl es noch nicht einmal vom Bundestag eingerichtet ist. Er sei für die Sicherheit in einem breiteren Verständnis gedacht, heißt es, so auch für den Zivilschutz, der ebenfalls seit dreißig Jahren vernachlässigt wurde, und für den Schutz ziviler Datennetze gegen Cyberangriffe. Und schließlich auch für Kulturpolitik, forderte Kulturstatsministerin Claudia Roth, denn dies sei auch Sicherheitspolitik. Wie auch die Diplomatie. Diese reflektierte Scholz in seiner Wehrrede Ende Februar: „Auch in dieser extremen Lage ist es die Aufgabe der Diplomatie, Gesprächskanäle offenzuhalten. Alles andere halte ich für unverantwortlich.“ Der Überfall Russlands auf die Ukraine bedeute eine Zäsur für die deutsche Außenpolitik. Es gelte nun: „So viel Diplomatie wie möglich, ohne naiv zu sein, dieser Anspruch bleibt. Nicht naiv zu sein, das bedeutet aber auch, kein Reden um des Redens willen.“ ●

ISRAEL

Vom Wunder zum Überlebenskampf

Judith Poppe, Tel Aviv

Jeder Tag, an dem diese Regierung existiert, ist eigentlich ein Wunder. Darin sind sich die meisten Israelis einig, seitdem im letzten Juni dieses bemerkenswerte Bündnis vereidigt wurde. Es vereint die weit rechte Siedlerpartei des Ministerpräsidenten Naftali Bennett, besatzungskritische linke Parteien – und nicht zuletzt, zum ersten Mal in der Geschichte Israels, auch eine arabische Partei, die islamische Partei Ra’am.

Als Wunder galt die Regierung schon lange vor den derzeitigen erhöhten Spannungen. Bevor in den letzten Wochen Attentäter in vier israelischen Städten 14 Personen töteten, bevor auf dem Tempelberg in der Jerusalemer Altstadt israelische Polizist:innen und Palästinenser:innen zusammenstießen und bevor rechte Jüdinnen und Juden mit einem Marsch ihre Souveränität über ganz Jerusalem demonstrieren wollten.

Als die Regierung sich zusammensetzte, stand für die Beteiligten außer Frage: Die Regierung hat nur eine Chance zu bestehen, wenn die großen Fragen zum palästinensisch-israelischen

Konflikt weitestgehend außen vor bleiben. Doch in diesen Tagen lässt sich der Konflikt nicht mehr ausklammern – und aus einem Wunder ist Überlebenskampf geworden.

Als Reaktion auf das Vorgehen der Polizei auf dem Tempelberg hat die islamische Regierungspartei Ra’am ihre Mitgliedschaft im Bündnis auf Eis gelegt – vorerst für zwei Wochen, in der Hoffnung, so den Druck aus den eigenen Reihen auf die Partei zu verringern und einen dauerhaften Bruch mit der Regierung zu verhindern. Die Entscheidung fällt in die Pessach-Sitzungspause. Erst am 8. Mai wird die Knesset wieder tagen. Bis dahin hat der Schritt, der mit Ministerpräsident Naftali Bennett abgesprochen war, keine praktischen Auswirkungen.

Die Regierung hängt jedoch ohnehin am seidenen Faden. Vor zwei Wochen erklärte eine Abgeordnete der rechten Partei Yamina über einen Streit um religiöse Fragen ihren Austritt aus der Koalition – und entzog ihr damit die hauchdünne Mehrheit. Nun, mit Ra’am auf der Kippe, werden ein Misstrauensvotum und damit Neuwahlen immer wahrscheinlicher.

Dabei kämpft der Vorsitzende von der arabischen Partei Ra’am, Mansour Abbas, für das Fortbestehen der Koalition. Der Pragmatiker weiß sie zu schätzen, und ihm ist klar, dass sich die Situation für die Palästinenser:innen im Fall von Neuwahlen angesichts der rechten Mehrheit unter den Wähler:innen nur verschlechtern kann.

Das derzeitige breite Regierungsbündnis geht eines anders an als ihre rechts-religiöse Vorgängerregierung. Das zeigt sich auch in einer erhöhten Dialogbereitschaft, beispielsweise auch mit Jordanien, dem Nachbarland, das den Tempelberg verwaltet. Doch mit den Anschlägen wurde Israel in erhöhte

Alarmbereitschaft versetzt. „Damit hat Israel die Sicherheitsbrille aufgesetzt und fällt in Verhaltensmuster früherer Regierungen zurück“, erklärt Aviv Tatarsky, Mitarbeiter der Nichtregierungsorganisation Ir Amim, die sich auf den israelisch-palästinensischen Konflikt in Jerusalem konzentriert. Die Razzia auf dem Tempelberg am vergangenen Freitag sei etwa laut Tatarsky unnötig gewalttätig gewesen.

Es sind nicht nur rechte Kräfte innerhalb der Regierungskoalition, die der Partei Ra’am eine Zusammenarbeit schwer machen. Auch von außerhalb der Regierung kommt von weit rechts Druck. Für Mittwoch beispielsweise hatten rechte jüdische Gruppierungen einen Marsch um die Altstadt Jerusalems angekündigt. Die Polizei hat den Marsch untersagt, um eine Eskalation zu vermeiden. Doch

es wird davon ausgegangen, dass dennoch einige Aktivist:innen nach Jerusalem anreisen werden. „Der Finger ist am Abzug“ drohte die Hamas im Vorfeld zum Marsch.

Im vergangenen Jahr hat eine ähnliche Melange aus Ereignissen zu einem elftägigen Krieg zwischen der Hamas, die den Gazastreifen regiert, und Israel geführt. Das Beispiel des Marsches zeigt die paradoxe Situation, in der sich auch Ministerpräsident Naftali Bennett, Vorsitzender der rechten Siedlerpartei Yamina, befindet. In diesem Fall kann er sich hinter der Entscheidung der Polizei verstecken. Doch knifflig ist die Situation dennoch. Der Marsch muss möglichst klein bleiben, wenn die Situation nicht eskalieren soll. Dabei ist er im Fall von Neuwahlen auf

ebenjene Stimmen der Teilnehmer:innen des Marsches angewiesen.

Die unwahrscheinliche Konstellation von Regierungsparteien sorgt – abgesehen von, möglicherweise schwerwiegenden Ausnahmen – bisher dafür, Israel in weiserer Weise als ihre Vorgängerregierung durch die aufgeheizte Zeit um Pessach und Ramadan zu navigieren. Ob sie eine Explosion in Form eines Krieges und eine Implosion des Regierungsbündnisses verhindern kann, werden die nächsten Tage zeigen. Doch eines ist bereits jetzt klar, und in diesen Tagen ganz besonders: Nur, wenn Israel den Konflikt mit den Palästinenser:innen angeht, der Besatzung ins Auge blickt und eine Lösung mit gleichen Rechten für alle gefunden wird, hat Israel eine Chance auf wirkliche Stabilität. ●

Découvrez chaque vendredi ce qui fait bouger le pays.

Sur papier et en digital.

Gratuitement pendant un mois.

Faites le test.

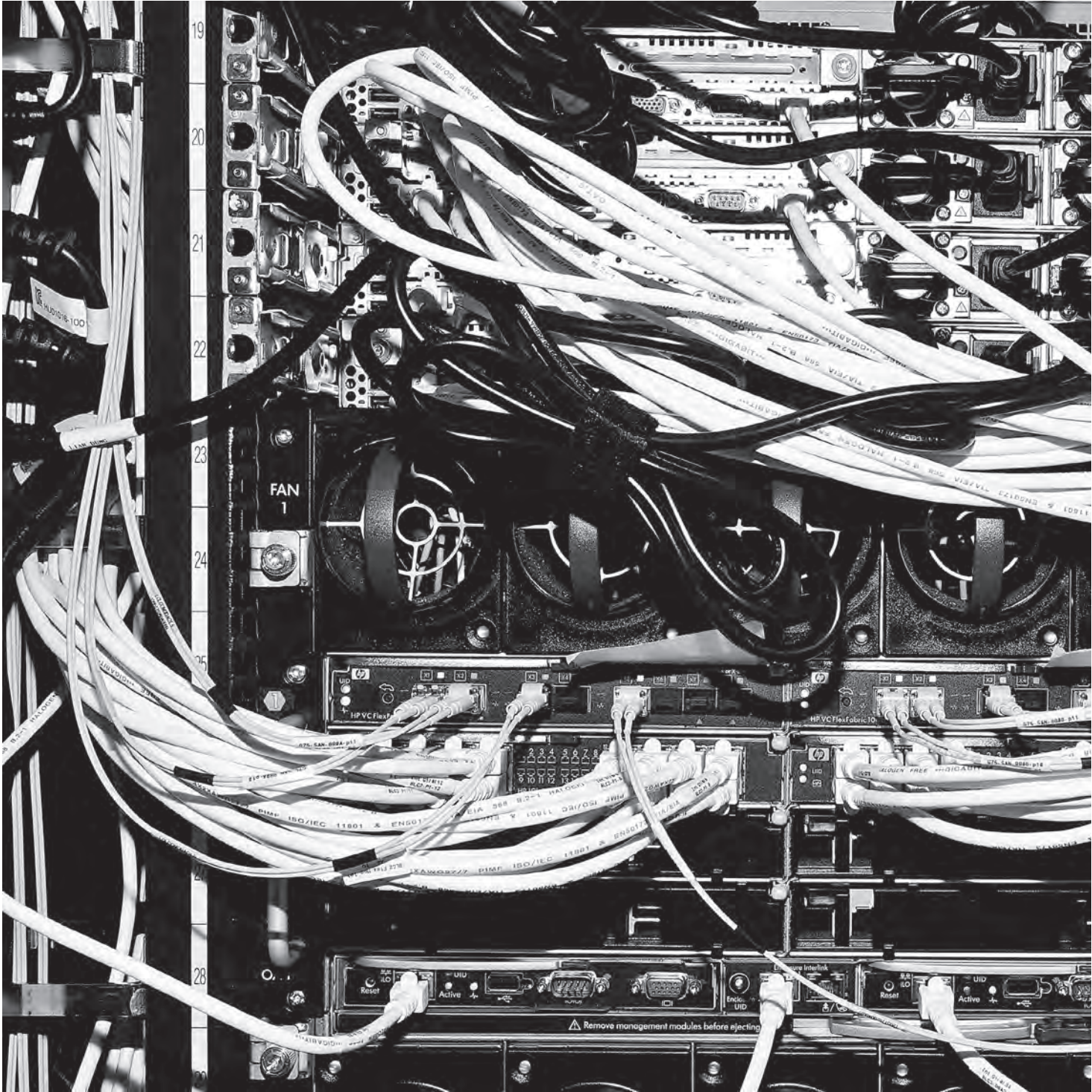
zbelgacem@land.lu
(+352) 48 57 57 · 1



Une armée de juristes

L'Université du Luxembourg annonce cette semaine la création d'une chaire en cybersécurité au sein de la faculté de Droit, d'Économie et de Finance pour mener des activités de recherche dans ce domaine en matière politique et juridique, à l'intersection des questions de protection des données et de cyberdéfense. Le financement de la chaire est assuré par *Uni.lu* et le département de la Défense du ministère des Affaires étrangères, respectivement pour 1,2 et 1,5 million d'euros sur cinq ans. L'argent déboursé « fait partie de l'effort de défense du Luxembourg », confirme un porte-parole du ministère au *Land* et intègre donc l'objectif (illusoire pour le gouvernement) de financement de l'Otan, établi à deux pour cent

du PIB. Deux pour cent du budget de la Défense, 464 millions d'euros en 2022 (soit 0,6 pour cent du PIB), se dirigent vers la recherche. « Avec la contribution d'acteurs publics et privés, la Chaire proposera des recommandations de politique de cybersécurité concernant les éléments physiques et techniques des activités dans le cyberspace et les risques stratégiques et de sécurité qui y sont liés », lit-on dans le communiqué de presse diffusé en marge de la signature de la convention mercredi. Le professeur titulaire de la chaire est en cours de sélection. Les premiers cours de cybersécurité seront intégrés à un module du *Master in Space* en septembre 2022. Ils devraient, à terme, constituer un master à part entière. psa



Un bon point pour l'exécutif



Depuis septembre 2021, le coût pondéré de l'énergie pour un ménage « moyen » a augmenté de quarante pour cent, selon les calculs du *think tank* Idea publiés mercredi. Selon le laboratoire d'idées de la Chambre de commerce, le coût supplémentaire sur 2022 s'élèverait théoriquement autour de mille euros pour les ménages les « moins favorisés », autour de 1 300 pour les plus aisés. L'impact de la hausse des prix sur les budgets des ménages dépend (sans surprise) de leur revenu : Les dépenses en énergie pèsent 2,8 pour cent du budget des personnes du cinquième quintile (les vingt pour cent les plus avantagées en termes de revenu disponible, autour de 120 000 euros). Elles s'élèvent à 7,7 pour cent des revenus des personnes du premier quintile (autour de 35 000 euros).

Puisque l'inflation énergétique provoque l'inflation tout court (indice des prix à la consommation nationale) sur laquelle les salaires sont indexés, Idea évalue la répercussion nette en incluant les mesures prises lors des tripartites de février et mars, facilitées par un calcul par quintile réalisé par le Statec. L'allocation de vie chère relevée de 250 euros et la prime du même montant profitent aux seuls ménages du premier quintile. Viennent les réductions d'accises pour faire baisser le coût du carburant pour le consommateur (une « mesure par ailleurs susceptible de contrarier le respect des objectifs d'émissions de CO₂ », relève Idea). S'ajoutent les crédits d'impôts, qui bénéficient aux trois premiers quintiles à hauteur de 840 euros (puis 760 et cent euros respectivement pour les deux « classes » restantes). L'indexation retardée générale, elle, un coût d'opportunité de 1 313 euros pour les plus hauts revenus, des 383 euros pour les plus bas.

Après les mesures, Idea estime que les personnes du premier quintile gagnent 660 euros de pouvoir d'achat, 113 pour celles du deuxième puis 23 pour celles du troisième. Les quatrième et cinquième tranches perdent respectivement 174 et 892 euros sur l'année. « Ce renversement résulte de la combinaison d'une mesure 'régressive' mais globalement équitable (à savoir le glissement de l'indexation), de mesures 'expansives' mais peu redistributives (les 7,5 cents, voire le crédit d'impôt qui paraît

en définitive peu différencié, sauf pour des revenus très élevés) et des dispositions à la fois expansives et équitables (le relèvement de l'allocation de vie chère et l'octroi de la prime énergie) », conclut le think tank (photo : sb) dans une sorte d'adoubement des mesures gouvernementales. psa

Pas vraiment exclus

L'activité de Microlux a crû de 58 pour cent en nombre de crédits accordés en 2021, a communiqué l'institut de microfinance luxembourgeois mercredi. « Après cinq ans d'activité et grâce à un effort collectif, Microlux a confirmé son impact social et son ancrage dans l'écosystème de l'entrepreneuriat local », se félicite sa nouvelle présidente Anne Contreras-Muller (Madame microfinance chez Arendt & Medernach) dans le rapport annuel publié cette semaine. Depuis sa création, Microlux a accordé 181 crédits à des personnes exclues du crédit bancaire traditionnel, 52 l'année dernière avec une équipe de trois personnes. Les bénéficiaires sont à 89 pour cent étrangers. Le revenu total moyen de leur ménage plafonne à 2 950 euros (contre 6 285 euros en moyenne au Grand-Duché), alors que le seuil

de pauvreté s'établit à 3 020 euros pour un couple sans enfant (à 4 227 avec). Grâce à Microlux, Sabine (les noms ne sont pas connus) a monté son centre minceur et Ivo (photo : Tania Alamilla) son garage-conciergerie pour voitures de luxe. psa

Intense en énergie

L'Assemblée générale de la Fedil s'est réunie ce jeudi. Ses membres ont approuvé le rapport d'activité du lobby industriel pour 2021, une année « très intensive dans tous les domaines d'expertise », écrit la fédération dans un communiqué. Parmi les principales préoccupations du lobby figure « la menace de l'inflation » : « La Fedil n'a cessé d'œuvrer pour alerter les décideurs politiques des impacts nocifs qu'un taux d'inflation très élevé a sur l'activité de l'industrie et des entreprises », écrit-elle. Le lobby se félicite de l'accord obtenu en mars lors de la Tripartite et la prise en charge étatique de l'indexation des salaires, « un signal fort de solidarité et de prévisibilité en faveur de la cohésion sociale et du développement économique ». La Fedil regrette en outre que toute la discussion se soit concentrée sur le pouvoir d'achat, « donc sur la capacité de reproduire les comportements d'achat du passé », explique René Winkin au *Land*. Pour le directeur de la Fedil, donner plus pour acheter les mêmes produits dans les mêmes quantités commence à perdre son sens, notamment quand ces produits manquent.

René Winkin (photo : sb), très écouté lors des discussions



entre le gouvernement et les partenaires sociaux, a suggéré des politiques d'incitation et de soutien en faveur d'économies d'énergie à court terme, des aides pour soustraire à moyen terme les consommateurs de la dépendance au gaz (russe) ou encore des tarifs électriques basés sur le renouvelable pour rendre l'électrification abordable et son coût prévisible. « L'intérêt s'est rapidement perdu », confesse-t-il. Dans le rapport d'activité, Michèle Detaille, présidente de la Fedil, organisation dont une partie des membres opèrent en Russie (comme Paul Wurth pour n'en citer qu'un) ou sont même russes (comme Ocsial), condamne « fermement l'invasion de l'Ukraine par la Russie » et soutient « l'action politique et les sanctions économiques décidées pour tenter de mettre un terme à cette crise inacceptable ». Par ailleurs, l'Assemblée générale a procédé à la nomination au Conseil d'administration d'Olivier Coeckelbergs (Managing Partner d'EY Luxembourg) et d'Alex Schumann (Director Manufacturing Tire Plant de Goodyear), en remplacement de Georges Kioes (anciennement Deloitte) et Silvia Sitzten (Goodyear). psa

Pas de consigne de vote

À la veille du second tour de la présidentielle, l'OGBL n'a pas donné de consigne de vote à ses dizaines de milliers d'adhérents lorrains. Encore en avril 2017, André Roeltgen, appelait les affiliés français à faire « barrage aux nationalistes ». « Et il ne suffit pas de s'abstenir, il faut aller voter contre Le Pen », précisait le leader syndical face au *Jeudi* dans sa grande interview en amont du 1^{er} mai. Cinq ans plus tard, sa successeur, Nora Back, garde un silence pudique. (Rappelons qu'il avait suffi que le CSV module l'index pour que Jean-Claude Reding appelle les salariés à « ne pas voter CSV » aux législatives de 2013.) Dimanche dernier, les dirigeants de la CGT et de la CFDT, les deux principaux syndicats français, ont cosigné une tribune dans le *Journal du dimanche* appelant à ne pas confier à Marine Le Pen « les clés de la démocratie ». Le Rassemblement National serait « un danger pour les droits fondamentaux des citoyens et des travailleurs ». bt

Name & Shame

Décidément, les agences immobilières ne se sont pas encore mises à l'heure de la lutte anti-blanchiment. Le 13 avril, l'Administration de l'enregistrement (AED) a donc procédé à une mise au pilori, publiant sur son site les noms de 42 professionnels de l'immobilier qui n'avaient pas répondu à son questionnaire anti-blanchiment, et ceci malgré deux injonctions. Les professionnels cités sont pour la plupart des petites agences locales,

non connues du grand public. Or, on y trouve également des sociétés de promotion (Hary Putz Promotions) ou de construction (Hilger Bau) Aux autorités de contrôle, la loi ne donne pas seulement le pouvoir d'infliger des sanctions administratives, mais également d'afficher « une déclaration publique qui précise l'identité de la personne physique ou morale et la nature de la violation ». Cette application du principe « name & shame » est à situer dans la mobilisation générale en amont de la visite, prévue à automne, du Groupe d'action financière (Gafi) qui a promis également de s'intéresser aux acteurs non-financiers. Or, le secteur immobilier, avec son millier d'agences (selon le Statec), apparaît comme un des maillons faibles de la lutte anti-blanchiment. Publiée en septembre 2021, l'Évaluation nationale des risques avait ainsi tiré la sonnette d'alarme : « This sector is sizable and fragmented, driving significant money laundering risks ». En 2020 déjà, l'Administration de l'enregistrement et des domaines (AED) avait procédé à 22 contrôles (37 en 2019) pour vérifier si les acteurs du secteur immobilier s'étaient dotés d'un dispositif anti-blanchiment. Environ 70 pour cent des agences contrôlées auraient donné lieu à des sanctions administratives, estimait-on alors à l'AED. Après une première période de « sensibilisation » et de « prévention », voici donc venu le temps des sanctions. Elles peuvent varier entre quelques centaines et quelques dizaines de milliers d'euros. bt

L'Europe se réarme

Georges Canto

Les promesses d'augmentation des dépenses dans la défense devrait profiter aux États-Unis, mais aussi à la France, troisième exportateur mondial d'armes

Le 27 février l'Allemagne a pris une décision qualifiée d'historique par les médias, en se fixant l'objectif de consacrer au moins deux pour cent de son PIB au budget de la défense et en créant un fonds doté de cent milliards d'euros pour moderniser son armée. En réalité seule la création du fonds a été une surprise. La rapidité de l'annonce, survenue à peine trois jours après l'invasion de l'Ukraine par la Russie, donne à penser que le projet était déjà « dans les tuyaux ». Pour le reste il ne s'agissait que de la confirmation d'un engagement pris par les pays membres de l'Otan dès septembre 2014, lors de leur sommet au Pays de Galles, de dépenser deux pour cent de leur PIB à l'horizon 2024 au titre de la défense. La date n'est pas anodine. L'annexion de la Crimée par la Russie en février 2014 et les positions agressives prises par ses dirigeants augmentaient la probabilité d'un conflit proche de l'Europe ou en son cœur même tandis qu'au niveau mondial le nombre de guerres locales ne cessait de progresser : il a d'ailleurs doublé entre 2010 et 2017 passant de 80 à 160.

Face à cela les pays de l'Otan et notamment les membres européens de l'organisation ont pris conscience de l'importance de leurs sous-investissements dans la défense, qui remonte à la fin de la Guerre Groide, il y a déjà trente ans. La réduction des budgets militaires s'est traduite par la diminution drastique des équipements et, faute d'une maintenance suffisante, par un très faible taux de disponibilité. En France, entre 1991 et 2021 le nombre de chars de bataille est passé de 1 349 à 222 (soit une division par six). Il n'y a plus que 254 avions de combat contre 686 (division par 2,7) et les grands bâtiments de la marine de guerre sont deux fois moins nombreux (19 contre 37). Bien que depuis juin 2021 le taux de disponibilité des équipements relève du secret-défense, on sait par exemple qu'en 2020 seulement trente à quarante pour cent des hélicoptères étaient opérationnels pour participer à un éventuel conflit.

En 2019, une « loi de programmation militaire » a été votée pour définir un objectif budgétaire à l'horizon 2025. Les dépenses devraient passer de 1,8 pour cent du PIB en 2018 à deux pour cent en 2025, mais le chiffre inclut les pensions de retraite versées aux anciens militaires, de sorte qu'en soustrayant ce montant on l'objectif n'est plus que de 1,65 pour cent en 2025, contre 1,44 pour cent en 2018. Ce mode de calcul s'applique aussi dans les autres pays de sorte que l'effort réel à accomplir est moins important qu'il n'y paraît. En 2014, les pays de l'Otan s'étaient aussi promis de consacrer vingt pour cent de leur effort à l'investissement dans des équipements militaires de pointe tels que drones, robots, armes électroniques ou tenues de protection. C'est ce que veut faire l'Allemagne en se dotant prochainement d'un système de protection antimissiles identique au « Dôme de fer » utilisé en Israël. C'est d'ailleurs le système israélien Arrow 3, développé en partenariat avec Boeing, qui sera adopté d'ici 2025 pour un coût d'environ deux milliards d'euros. Comme par ailleurs l'Allemagne souhaite acquérir 35 avions F-35 américains, la question se pose de savoir comment seront satisfaites les commandes militaires qui seront passées par les pays européens.

La plupart d'entre eux n'ont pas d'industrie militaire, et ne fabriquent pas d'armes lourdes, même si pour des raisons historiques des pays comme la Belgique (Fabrique Nationale Herstal, 270 millions d'euros de chiffre d'affaires) ou la République tchèque (société CZ, 160 millions d'euros) possèdent des manufactures d'armes légères anciennes et réputées. Ils doivent importer leurs équipements. Selon le dernier rapport du Stockholm International Peace Research Institute (Sipri) qui étudie le marché mondial de l'arme-

Les grands producteurs d'armes

En 2021 dans le palmarès des cent premières entreprises du monde pour leur « chiffre d'affaires militaire » on trouvait cinquante sociétés américaines. Elles étaient huit dans le Top 20, six dans le Top 10 et occupaient les cinq premières places. Il s'agit de Lockheed Martin, de Raytheon, de Boeing, de Northrop Grumman et de General Dynamic. Leur chiffre d'affaires cumulé s'établissait à quelque 262 milliards de dollars dont 200 (soit environ les trois-quarts) dû à des commandes militaires. L'autre pays bien représenté dans le Top 20 est la Chine avec sept sociétés totalisant près de 96 milliards de dollars de C.A. militaire. gc



Selon le cabinet Astarès, si les pays européens répondaient aux engagements de l'Otan, le complexe militaro-industriel français créerait 60 000 emplois de plus

ment, l'Europe est la région du monde qui a le plus augmenté ses importations d'armes sur la période 2017-2021, avec une hausse de 19 pour cent par rapport à la moyenne des quatre années précédentes (2012-2016) dans un contexte de diminution des échanges d'armes « majeures » au niveau mondial (- 4,6 pour cent). La manne européenne profite principalement aux États-Unis. Les cinq premières entreprises mondiales pour le chiffre d'affaires tiré de la défense sont toutes américaines. Mais les entreprises européennes sont loin d'être à la traîne et devraient bénéficier du réarmement sur le Vieux Continent, mais aussi dans d'autres pays du monde dépourvus d'industries militaires.

Créée en 1999 et héritière d'entreprises très connues de la défense et de l'aéronautique, la britannique BAE Systems est la septième entreprise mondiale et la première européenne de ce secteur avec un chiffre d'affaires d'environ 26 milliards de dollars, dont 91 pour cent est issu de la défense. Elle fabrique des avions, des chars et des navires. À la treizième place mondiale on trouve l'italienne Leonardo (Finmeccanica jusqu'en 2016) avec un chiffre d'affaires de 13,4 milliards d'euros en 2020, dont les deux tiers de matériel militaire. Ses 50 000 salariés fabriquent des hélicoptères, des avions, des missiles, des torpilles, des obus, des véhicules blindés, des satellites et de l'électronique de défense. Mais parmi les pays européens c'est surtout à la France que la situation devrait profiter.

La France a vu ses exportations d'armes bondir de 59 pour cent entre 2017 et 2021, devenant ainsi, avec une part de marché de onze pour cent, le troisième exportateur mondial d'armement derrière les États-Unis (39 pour cent) et la Russie (19 pour cent) mais

devant la Chine (cinq pour cent). La France pèse plus lourd que le Royaume-Uni, l'Allemagne et l'Italie réunis. Elle doit cette place à un « complexe militaro-industriel » constitué dans les années 1960 et représenté aujourd'hui par cinq groupes spécialisés (Thales, Safran, Naval Group, Dassault et Nexter, fabricant du char Leclerc) dont le chiffre d'affaires cumulé, supérieur à 22 milliards de dollars, vient à 98 pour cent des commandes de matériel de défense. Pour faire bonne mesure, il faut y ajouter le Commissariat à l'Énergie atomique (CEA, 2,3 milliards de dollars de chiffre d'affaires) qui possède une « Direction des applications militaires » et surtout Airbus. Ce groupe ne réalise que 27 pour cent de son activité avec les équipements militaires (avions, hélicoptères, drones, missiles, satellites et lanceurs) mais cela représente tout de même douze milliards de dollars de chiffre d'affaires, ce qui fait d'Airbus la douzième entreprise mondiale pour l'activité liée à la défense. Selon le Sipri, si les Français ont décroché des grosses commandes, c'est aussi grâce à une politique plus favorable aux transferts de technologies que ses principaux concurrents.

Le doublement du poids de la France dans le commerce mondial du matériel militaire, est principalement dû aux ventes d'avions Rafale, fabriqués par Dassault Aviation : les achats de l'Égypte, du Qatar et de l'Inde ont représenté à eux seuls plus de la moitié des exportations d'armes françaises depuis cinq ans. Mais la France attend aussi beaucoup de ses voisins. Selon une étude du cabinet Astarès, si les autres pays de l'Union européenne portaient leurs dépenses militaires à deux pour cent du PIB (contre 1,5 pour cent actuellement), « il en résulterait pour l'économie française la création de 60 000 emplois, 7,2 milliards d'euros d'exportations supplémentaires et plus de 1,6 milliard d'euros de recettes sociales et fiscales sur une durée de quatre ans ».

L'exemple des choix récents faits par l'Allemagne montre toutefois que la solidarité européenne est mise à mal. Selon le Sipri, il faut garder à l'esprit « la spécificité des achats militaires, qui peut être guidée par des considérations plus géopolitiques qu'économiques, par exemple des achats américains pour s'attirer la protection de Washington ». Les Français sont très remontés contre leurs voisins germaniques car en plus du manque à gagner subi par leur industrie, ils jugent que « les investissements dans l'armement prévus par Berlin vont augmenter les difficultés dans l'interopérabilité avec les systèmes français », ce qui compromet l'efficacité de la défense des deux pays, mais aussi de l'Europe entière en cas de

conflit majeur. Une opinion partagée par l'ancien secrétaire général de l'OTAN Javier Solana.

Une stratégie plus pertinente serait la mutualisation de moyens au niveau européen, comme l'illustre le cas de MBDA. Cette société créée en 2001 et qui a réalisé 3,6 milliards d'euros de chiffre d'affaires en 2020 présente la particularité d'être une filiale commune d'Airbus (37,5 pour cent du capital), de BAE Systems (37,5 pour cent) et de Leonardo (25 pour cent). Occupant 12 000 salariés en France, en Italie, en Allemagne, en Espagne, au Royaume-Uni et même aux États-Unis, elle est le leader européen de la conception de missiles et de systèmes anti-missiles, et occupe la deuxième place mondiale derrière la division dédiée de l'américain Raytheon. ●

Ailleurs dans le monde

Selon le Sipri, l'Inde et l'Arabie saoudite se partagent la première place mondiale des achats d'armes, avec onze pour cent chacune, devant l'Égypte (5,7 pour cent), l'Australie et la Chine (4,8 pour cent). En raisonnant par grandes régions, c'est l'Asie-Océanie qui est restée la principale zone d'importation lors des cinq dernières années car elle abrite six des dix plus grands importateurs (Inde, Australie, Chine, Corée du Sud, Pakistan et Japon) représentant 43 pour cent des ventes totales. « Les tensions entre la Chine et plusieurs pays d'Asie et d'Océanie sont le moteur principal des importations dans la région » indique le SIPRI qui note que si les montants ont globalement décliné de 5 pour cent ils ont beaucoup augmenté en Asie de l'Est (+20 pour cent) et en Océanie (+59 pour cent). Le Moyen-Orient est toujours le deuxième marché avec 32 pour cent des importations mondiales, en faible progression de trois pour cent, surtout du fait des dépenses du Qatar face aux tensions avec ses voisins du Golfe. Les Amériques (centrale et du sud) et l'Afrique ont vu leurs parts décliner fortement, tombant à environ six pour cent respectivement. gc

Ein zuverlässiger Partner für ihre internationalen Geschäfte



Als Partner des Office du Ducroire bietet die BIL Unternehmen, die Produkte und Dienstleistungen ins Ausland exportieren möchten, eine wirkungsvolle Unterstützung an. Entdecken Sie BIL Trade Finance auf www.bil.com/odl oder nehmen Sie direkt Kontakt mit Ihrem Kundenberater der BIL auf.



ZU GAST

Klares Engagement statt Greenwashing

Sechs Jahre nach der Unterzeichnung des Pariser Klimaabkommens sind die Finanzmittelflüsse immer noch nicht im Einklang mit einer Erderwärmung von deutlich unter 2°C bzw. 1,5°C. Trotz einiger Anstrengungen der Regierung bleibt auch in Luxemburg der Anteil der nachhaltigen Finanzen im Vergleich zum gesamten Investitionsvolumen des Finanzplatzes marginal. Etwa 29 Prozent der Fonds beziehen Nachhaltigkeitskriterien in ihre Investitionsstrategie mit ein, während nur vier Prozent der Fonds auch anhand von konkreteren Nachhaltigkeitszielen investieren. Wie viele davon auch im Einklang mit den Zielen des Pariser Abkommens investieren, bleibt unklar. Denn anders als etwa in der Schweiz ließ die luxemburgische Regierung bisher lediglich eine freiwillige Umfrage durchführen, deren Ergebnisse noch nicht veröffentlicht wurden.

François Benoy ist Abgeordneter von Déi Gréng; Fabricio Costa ist Co-Sprecher von Déi Jonk Gréng.

Ein wichtiger Baustein für eine nachhaltige Finanzwelt ist die sogenannte Taxonomie-Verordnung, welche die wirtschaftlichen Aktivitäten, die als nachhaltig angesehen und somit auch staatlich unterstützt werden sollen, definiert. Das Ziel: Greenwashing vermeiden und Investitionen in Zukunftstechnologien, die uns der Klimaneutralität tatsächlich näherbringen, fördern. Doch mit ihrer Entscheidung, Atomenergie und fossiles Gas als nachhaltige Aktivitäten zu kennzeichnen, hat die EU-Kommission den Sinn der Taxonomie ad absurdum geführt.

Die Atomenergie ist nicht nur viel teurer als erneuerbare Energien, der Bau von Atomkraftwerken dauert im Gegensatz zur Wind- und Solarenergie Jahrzehnte, womit ein Revival der Atomkraft ohnehin zu spät käme um uns gegen die Klimakrise zu

helfen. Hinzu kommen die enormen Risiken für Mensch und Natur im Falle eines Unfalls sowie der Mangel an sicheren Endlagerungsstätten für hoch radioaktiven Abfall.

Beim Gas stellt sich, neben der Klimaschädlichkeit, angesichts des Ukraine-Krieges und der Abhängigkeit der EU von Russland und anderen Autokratien auch die Frage der Energieunabhängigkeit. Die aktuelle Situation zeigt uns, wie fatal die Abhängigkeit von fossilen Energien sein kann. Gas gerade jetzt als nachhaltig abzustempeln und somit politisch zu fördern wäre unverantwortlich. Die Priorität muss jetzt endgültig bei den Erneuerbaren liegen.

Das EU-Parlament ist also gefordert, den Vorschlag der Kommission klar abzulehnen. Sollten Kernenergie und fossiles Gas doch in der Taxonomie ihren Platz finden, muss Luxemburg sich juristisch dagegen wehren und dafür sorgen, dass nur wirklich nachhaltige Investitionen unterstützt werden. Dies gilt insbesondere für den ermäßigten Steuersatz bei der Abonnementssteuer, von dem Investmentfonds profitieren können, wenn sie in klimafreundliche Aktivitäten investieren.

Unser Land baut schon lange auf einen stabilen Finanzplatz. Dies hat sich in der Corona-Krise bewährt. Doch die Klimakrise bringt neue Herausforderungen mit sich, auf die auch die Finanzwelt reagieren muss. Sie darf nicht als Bremse agieren, indem sie fossile Sektoren künstlich am Leben hält und unsere energetische Abhängigkeit zementiert, sondern muss die Transformation hin zur Klimaneutralität aktiv beschleunigen.

Luxemburg muss deshalb EU-Initiativen ambitioniert umsetzen und „First Mover“ in Sachen Transparenz sein. Unser Finanzplatz verwaltet insgesamt etwa 5 500 Milliarden Euro, womit Luxemburg der zweitgrößte Fondsstandort weltweit ist. Wir können und müssen deshalb einen großen Beitrag dafür leisten, den nachhaltigen Wandel der Finanzwelt zu beschleunigen. ● François Benoy & Fabricio Costa

D'GEDICHT VUN DER WOCH



De Bauer beim Schach

Jacques Drescher

Europa ass e Puddel,
Dee pisset mat groussen Hënn.
Zu Bréissel sëtzt eng Nuddel,
Déi späizt sech op de Kënn.

De Yankee huet gestéppelt,
Gepickt a vill gewullt;
En huet de Russ getréppelt,
Mee deem säi Rubel rullt.

Déi Domm sinn d'Ukrainer;
Si kréien d'Streech beim Schach,
Fir d'Polen an d'Berliner,
An engem Kellerlach.

Déi Räich, déi brauche Kricher;
Déi Aarm hu näischt gewonnen.
Et steet a ville Bicher:
Sou war et ëmmer schonn.

CHRONIQUES DE L'URGENCE

Institutions en échec

Jean Lasar



La quasi-disparition des questions climatiques de la Présidentielle révèle un déficit démocratique

Comment expliquer que la problématique climatique ne parvienne pas à s'imposer dans les débats publics alors que sa résolution est une condition à la survie de l'espèce et donc un pré-requis sans lequel les autres sujets seront tôt ou tard dénués de toute pertinence ? La question se pose pratiquement partout dans le monde, mais l'élection présidentielle en cours en France fournit une nouvelle occasion de s'interroger sur ce qui empêche des nations supposées démocratiques de prendre ce défi existentiel à bras-le-corps.

Bien que placée au cœur de leurs programmes respectifs par Jean-Luc Mélenchon et Yannick Jadot, qui ont rassemblé un peu plus d'un quart des électeurs, la question du climat a été chassée des débats qui ont précédé le premier tour par des arguties sur des thématiques promues par l'extrême-droite. Or, les enquêtes d'opinion démontrent sans l'ombre d'un doute qu'elle constitue une préoccupation majeure pour au moins deux-tiers des Français. Après l'élimination des candidats de gauche, une discussion sur la transition écologique a émergé à grand-peine avant le deuxième tour, aucun des deux candidats en lice ne pouvant se permettre de faire l'impasse sur les électeurs de Mélenchon et Jadot. Mais elle est faite de faux-semblants qui cachent mal la misère programmatique sur le sujet du candidat sortant, tandis que son adversaire d'extrême-droite et ses recettes d'une inanité ahurissante ne feraient clairement qu'accélérer la chevauchée écocidaire de la France.

Emmanuel Macron a beau avoir promis, lors d'un meeting samedi dernier à Marseille, vouloir nommer un Premier ministre chargé de la « planification écologique » et doubler le rythme de la décarbonation par rapport aux objectifs actuels, entre autres perches tendues aux électeurs préoccupés par le climat, le scepticisme reste de mise quant à la réalité de son engagement. Il suffit de comparer son programme de 2017, quand il se présentait comme le héraut de l'Accord de Paris, et les arbitrages pris en cours de quinquennat, pour que le doute s'installe. Un des temps forts de cette descente aux enfers a été le simulacre de participation citoyenne qu'a été la Convention citoyenne pour le climat, créée en réponse à la mobilisation des gilets jaunes. Le gouvernement s'est empressé d'ignorer la plupart de ses recommandations alors qu'Emmanuel Macron s'était engagé à les reprendre toutes « sans filtre ». Il n'en a déployé en fin de compte que dix pour cent, selon un pointage du site *Reporterre*. Exit les mesures demandées par la Convention telles que la limitation de vitesse à 110 km/h sur les autoroutes, l'interdiction de la pub pour les SUV, la limitation du trafic aérien intérieur (seules huit liaisons métropolitaines

ont été mises à l'index), une protection accrue des forêts... Disposant d'une majorité à l'Assemblée nationale, le président n'a pas l'excuse d'avoir dû composer avec des alliés récalcitrants : C'est bien, selon l'analyse de *Reporterre*, « une approche libérale » qui a prévalu sous forme de « mesures anecdotiques » choisies non pas à l'aune de leur impact sur le réchauffement, mais parmi celles qui étaient le plus compatibles avec le système économique actuel.

La candidate du Rassemblement national égrène quant à elle, dans un livret de dix-huit pages, un projet qui se réclame de manière grandiloquente d'une « écologie positive » fondée sur une « transition localiste », mais dont deux mesures-phares sont proprement atterrantes : un « moratoire sur l'éolien et le solaire » et même, pour les éoliennes, leur « démantèlement progressif ». Ce qui devrait suffire pour disqualifier toutes ses autres propositions, tant le refus des renouvelables va à l'encontre de l'urgence climatique et de l'évolution des coûts des différentes technologies de production d'énergie. Alors que son rival mise depuis quelques mois sur une relance résolue de l'énergie nucléaire, dont même les experts nucléocrates doutent de la faisabilité, elle a choisi la surenchère irréaliste en garantissant aux électeurs la construction de cinq paires d'EPR pour une mise en service en 2031 et de cinq paires d'EPR

de nouvelle génération pour 2036 (contre « au moins » six paires pour Macron, dont le premier réacteur entrerait en service en 2037).

Confrontés à cette alternative navrante entre le « climato-hypocrite » et la « climatosceptique », les qualificatifs dont les deux candidats se sont mutuellement affublés lors du débat de mercredi soir, de nombreux électeurs français pour qui le climat compte semblent se résoudre au vote de barrage, préférant le bulletin Macron au vote blanc ou à l'abstention. C'est le cas d'au moins 36 pour cent de ceux ayant voté pour Jean-Luc Mélenchon (45 pour cent n'ont pas exprimé d'intention de vote) et de 66 pour cent de ceux ayant voté pour Yannick Jadot, selon un sondage Ipsos pour *Le Monde* publié mercredi.

Le déficit démocratique que révèle la quasi-disparition des questions climatiques et environnementales de cette campagne est au moins en partie à mettre sur le compte de certains traits propres aux institutions françaises, dont le présidentielisme fort et le mode de scrutin majoritaire. Conçus pour doter en toutes circonstances le pays d'un gouvernement stable, ils contraignent singulièrement les débats.

Mais il s'explique aussi par la nature du paysage médiatique, dont des pans non négligeables se sont fortement droitisés ces dernières années suite à des acquisitions menées par des capitaines d'industrie archi-conservateurs, et par des pratiques journalistiques qui privilégient les sujets à la fois simples et propices à la controverse, la plupart des journalistes fuyant les questions liées au climat par manque de compétence et du fait de la quête éperdue de buzz qui leur tient lieu de conscience. Selon les estimations de l'« Affaire du siècle », un regroupement d'ONG environnementales qui a réussi à faire condamner le gouvernement français pour son inaction climatique, le climat n'a occupé que cinq pour cent des débats sur les grandes chaînes télévisées.

Comment s'étonner dès lors que la question de l'habitabilité future de notre planète cède la place à des polémiques communautaristes ou des querelles de redistribution ? Lorsque des dispositifs conçus pour garantir la résilience des institutions et protéger la société des turbulences en tous genres finissent par favoriser une rigidité et un immobilisme qui alimentent directement les impacts prévisibles des bouleversements climatiques et écologiques, il ne reste plus qu'à espérer que la capacité d'indignation chère à Stéphane Hessel ne se soit pas complètement émoussée dans le cœur des citoyens et que ceux-ci parviennent malgré tout à mettre ces institutions au service de leur survie. ●

„Wir kennen nur einen Feind“

Interview: Frédéric Braun

Yuri Radchenko befasst sich als Historiker mit der Shoah und ist Mitbegründer des Zentrums zur Erforschung interethnischer Beziehungen in Osteuropa. Nach dem russischen Angriff auf die Ukraine musste er seine Heimatstadt Charkiw verlassen

Sie leben derzeit in Czernowitz in der Westukraine, wo Sie in Sicherheit sind. Welche Neuigkeiten erreichen Sie aus Ihrer Heimatstadt Charkiw?

Yuri Radchenko: In Charkiw ist die Situation katastrophal. Es bestehen vor allem Probleme für ältere Menschen, die nicht evakuiert werden können und deswegen in ihren Wohnungen ausharren müssen. Es ist eine Tragödie. In einigen Häusern gibt es weder Elektrizität noch Wasser noch Internet. Und wir sprechen hier von Gebäuden von durchschnittlich 16 Stockwerken. Vor allem die Gemeindearbeiter fallen aber immer wieder durch ihren Mut auf. Das Stadtzentrum wurde völlig zerstört und dennoch haben die Gemeindearbeiter die Straßen gereinigt und Hindernisse beseitigt. Selbst während der Schießereien und den Bombardements haben sie ihre Arbeit nicht eingestellt. Einige sind dabei umgekommen. Es gibt auch Freiwilligengruppen, die unabhängig Geld für Menschen in Not sammeln. Aber es bleibt ein harter Krieg. Viele Orte, die noch bewohnt sind, sind nur schwer zugänglich. Die Gefahr, erschossen zu werden, ist einfach zu groß.

Historiker sind es in der Regel gewohnt, der Zeit im Archiv zu begegnen. In Charkiw wurde das Stadtarchiv durch Angriffe schwer beschädigt. Wie ist das für Sie, wenn da plötzlich die Geschichte in den eigenen Alltag einbricht?

Ja, eine interessante Frage. Ich versuche jedenfalls weiter zu forschen und auch zu unterrichten. Als Freiwilliger helfe ich älteren Menschen aus der jüdischen Gemeinschaft, Essen, Geld und Medikamente zu besorgen. Ich habe aber auch vor zu schreiben, denn vor dem Krieg hatte ich begonnen zu den Beziehungen zwischen ukrainischen Juden, Karäern und Muslimen während der Nazi-Okkupation von 1941-1944 zu forschen. Die Schwierigkeit besteht allerdings nun darin, die Ergebnisse drucken zu lassen, da viele Autoren entweder an der Front kämpfen oder evakuiert wurden. Manche sind tot. Das ist jetzt unser Alltag. Ich denke, für einen Historiker ist es ein Fluch, in einer Epoche zu leben, in der sich alles verändert. Das ist zwar nicht neu: Viele Historiker mussten ähnliche Dinge erleben oder waren auf der Flucht. Aber während der ersten Tage war ich einfach nur schockiert. Zwei Tage vor Kriegsausbruch habe ich in Charkiw noch eine Ausstellung besucht. Am 23. Februar, am Tag vor dem Angriff, saß ich zu Hause und habe ein Examen vorbereitet. Spät abends ging ich einkaufen, aber das eingekaufte Essen habe ich erst eine Woche später gegessen: Gleich am nächsten Tag begannen die Lieferengpässe. Meine Online-Rabbinats-Kurse am Schechter Rabbinerseminar in Jerusalem musste ich leider unterbrechen. Ich kann jetzt nicht zwei Tage pro Woche von morgens bis abends Hebräisch lernen. Der Krieg hat mein Leben verändert, sowohl psychologisch als auch meine Situation betreffend. Aber immerhin gibt es die Möglichkeit zu schreiben.

„Für einen Historiker ist es ein Fluch, in einer Epoche zu leben, in der sich alles verändert“

Gab es eigentlich rückblickend einen Zeitpunkt in der Vergangenheit, an dem sich dieser Krieg noch durch Verhandlungen hätte vermeiden lassen können?

Von einem jüdisch-religiösen Standpunkt aus betrachtet, sollte man sowieso stets die Möglichkeit zu Verhandlungen nutzen und auch jegliche Option ins Auge fassen, um einen Krieg zu verhindern. Die Lage im Donbass hatte sich weitgehend entschärft. Die aktive Phase des Krieges fand in den Jahren 2014-2015 statt. Ab dem Frühjahr 2014 war der Krieg nurmehr ein Stellungskrieg und seit 2015 konnte man im Grunde von einer Deeskalation sprechen. Aber Aussagen von Polit-Clowns wie Wladimir Schirinowski, der vor seinem Tod den Angriff auf die Ukraine in der Duma vorhersagte, lassen den Schluss nahe, dass der russische Einmarsch seit Langem geplant war. Wir hätten also gutgetan, den Warnungen amerikanischer und europäischer Geheimdienste Glauben zu schenken. Leider warnte man uns seit mindestens sechs oder sieben Jahren vor einem Angriff Putins. Es war wie in der alten Fabel *Der Hirtenjunge und der Wolf*. Niemand rechnete mehr mit einem Angriff. Ich selbst habe noch, während die ersten Raketen bereits auf Charkiw flogen, ins Stadtarchiv angerufen, da ich einen Termin hatte und mich über die Öffnungszeiten erkundigen wollte. Natürlich hat niemand geantwortet. Ich denke, wir kommen nicht drum herum, miteinander zu reden. Die Frage ist mit wem? Meiner Meinung nach ist Putin übergeschnappt. Dabei ist das, was gerade geschieht, nichts Neues. Das, was wir derzeit in der Ukraine sehen, ist dasselbe wie das was man vorher auch schon in tschetschenischen oder syrischen Städten beobachten konnte. Natürlich hoffe ich, dass sich Leute finden lassen, die mit Putin „können“. Aber meiner Meinung nach ist er dazu gar nicht in der Lage. Er ist unfähig zur Diskussion. Er ist krank. Er sitzt an seinem Büro und spricht mit Menschen aus zehn Metern Entfernung. Es gibt wohl in Russland eine Partei der Kriegsbefürworter und die Partei derer, die zu Verhandlungen bereit sind. Ich denke mal, dass es besser ist, mit Letzteren zu kommunizieren. Das oberste Ziel muss es sein, das Morden zu beenden. Jeden Tag

sterben Menschen. Aber können solche Gespräche überhaupt produktiv sein? Ich kann ihnen es nicht sagen.

Sie haben in der Vergangenheit über ukrainische NS-Kollaborateure geforscht, über Stepan Bandera etwa oder Andrei Melnyk, dessen Grab in Luxemburg [auf dem Bonneweger Friedhof] Sie aufgesucht haben. Nun begründet Russland seinen Angriffskrieg mit der angeblichen Denazifizierung der Ukraine. Wie stehen Sie dazu?

Die russische Propaganda ist einfach nur dumm und primitiv. Sie hätten wenigstens mit kreativeren, propagandistischen Stereotypen aufkommen können. In der Ukraine gibt es, wie in vielen anderen europäischen Ländern auch, radikale Bewegungen. Aber sie haben vor dem Krieg keine große Rolle gespielt. Antisemitismus beispielsweise ist nicht sonderlich verbreitet, selbst unter radikalen Nationalisten. Man muss hier unterscheiden zwischen konservativen und liberalen Nationalisten einerseits und unideologischen Individuen andererseits, die einer Gruppierung wie dem Azov-Regiment beitreten, weil man auf diesem Weg schnell eine Waffe oder eine militärische Ausbildung erhält. Vor dem Krieg wurden Begriffe wie „Nazis“ und „Nationalisten“ synonym verwendet. Dabei hat selbst Putin sich einmal als „wahrhaftigen russischen Nationalisten“ bezeichnet. Für Russen ist es also nicht verboten, sich als Nationalisten zu bezeichnen. Für Ukrainer hingegen schon. Dabei gibt es diese „nationalistischen Bataillone“ gar nicht. Sie wurden nach und nach in die reguläre ukrainische Armee eingegliedert und entwaffnet. Es gab auch den Versuch, die Bataillone der ukrainischen Arme entgegenzustellen, da die angeblich aus „normalen Ukrainern“ bestünde und daher offen für Verhandlungen sei. So langsam gesteht die russische Seite ein, dass man die Ukraine verkannt hat und es eine dumme Idee war, die Kontrolle über ein riesiges Land mit 40 Millionen Einwohnern übernehmen zu wollen.

Trotzdem verwirrt die Geschichte eines Azov-Bataillons, das 2014 einer maroden ukrainischen Armee zur Hilfe eilt, auch in Westeuropa mit seinem Nazi-Image...

Der Fall Azov ist schon bemerkenswert. Aber soweit ich das sehe, und ich bin kein Spezialist auf dem Gebiet der verschiedenen Bataillone, hat sich Azov politisch entwickelt. Natürlich war es zu Beginn eine rechts-radikale und ziemlich neonazistische, russischsprachige Gruppierung in Charkiw. Ab dem Moment aber, wo das Bataillon als Regiment in die reguläre Armee eingegliedert wurde, haben sich die Dinge geändert. So pflegte Azov zum Beispiel ganz gute Beziehungen zu Hennady Kernes (2010-2020), dem ehemaligen jüdischen Bürgermeister von Charkiw. Oder zu Arsen Avakov (2014-2021), dem armenisch-stämmigen früheren Innenminister. Seit 2014 dienen zudem nicht nur russischsprachige Ukrainer bei Azov, sondern auch ukrainisch sprechende sowie Tschetschenen und Aserbaidschaner. Offensichtlich hat es

trotz verschiedener Ethnien und Nationalitäten nie Probleme gegeben. Natürlich stellt sich die Frage, was das für Symbole sind, die von Azov benutzt werden und inwiefern man mit ihrer Bedeutung vertraut ist. Ich würde Azov jedenfalls nicht als neo-nazistisch bezeichnen. Aber die Geschichte des Regiments gehört nach dem Krieg aufgeschrieben.

Dass die russisch-orthodoxe Kirche den Krieg gutheißt, ist bekannt. Wie reagieren andere religiöse Vertreter in Russland und wie in der Ukraine?

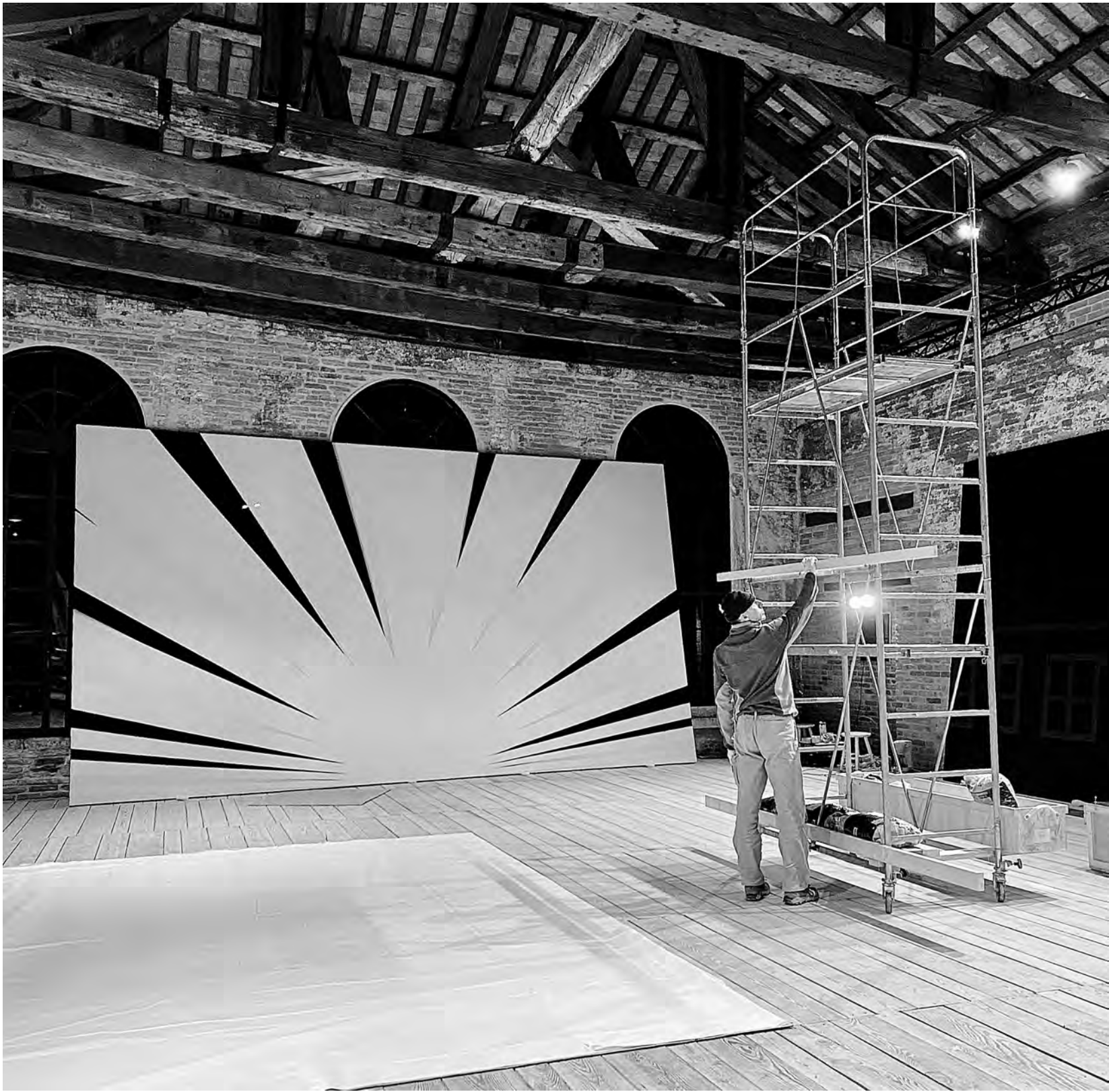
Was die jüdische Gemeinschaft in Russland anbelangt, so ist die Sache schon sehr kompliziert. Man beschwört zwar immer wieder den „Frieden“. Aber um es mit einem jiddischen Sprichwort auszudrücken: Man sitzt mit dem Hintern auf zwei Stühlen. Die Aussagen Kyrills klingen fast schon so, als sei er das Oberhaupt einer satanischen Sekte; mit Christentum hat das jedenfalls nichts zu tun. Auch viele Imame unterstützen diesen Krieg. Das trifft im Besonderen auf Salah Mezhiev zu, den Großmufti von Tschetschenien, der den Krieg sogar als „Dschihad“ bezeichnet hat. Die jüdischen Vertreter sagen dagegen lieber nichts. Ganz anders in der Ukraine, wo man eine große Einheit spürt und die Oberhäupter sowohl der Christen wie der Muslime und Juden sich zusammentun. Alle sind patriotisch und unterstützen die Ukrainer. Dass die Ukraine das Opfer ist, darüber gibt es keine Diskussion. Aber in Russland ist das Ganze weniger eine Frage der Religion als vielmehr der politischen Zugehörigkeit. Es taucht in der russischen Propaganda auch immer wieder diese „Kadyrow-Armee“ auf. Dabei eignet die sie sich höchstens als Militärpolizei, auf dem Schlachtfeld taugt sie jedenfalls nichts. Auf ukrainischer Seite kämpfen dagegen mit großem Erfolg tschetschenische Kadyrow-Gegner aus der Diaspora. In der Ukraine herrscht Einheit. Den Menschen dort ist es egal, wo man herkommt. Wir kennen nur einen Feind.

Schließt dieser Krieg Risse, die es womöglich vorher in der ukrainischen Gesellschaft gab?

Die Ukraine war nie wirklich ein getrenntes Land. Von den pro-russischen Leuten sind viele ausgewandert oder verstummt. Einige, darunter Mitglieder der Partei der Regionen [der Partei Wiktor Janukowytschs, des früheren pro-russischen Premierministers] haben sogar ihren Standpunkt geändert. So ist der frühere Gouverneur Mychajlo Dobkin, in Charkiw geblieben und hält das Geschehen dieser Tage in fast schon journalistisch anmutenden Posts fest. Das hat durchaus etwas Komisches. Ich kenne auch Leute, die die Maidan-Proteste kritisch beäugten und sich über einen lustig machten, wenn mal wieder von einem Angriff Putins die Rede war, – jetzt aber pro-ukrainisch geworden sind. In der Ukraine ist es unmöglich, pro-russisch zu sein. Das wäre der politische Tod. Erst recht in der jetzigen Situation. ●



Ein zerstörtes Wohngebäude in Charkiw; 10. April 2022



ART CONTEMPORAIN

Si près de la lagune

Cette semaine, une grande partie de ce que le Luxembourg compte comme « cultureux » a pris le vol LG6541 à destination de Venise (l'auteure de ces lignes y compris). Les journées d'inauguration de la Biennale de Venise ressemblent un peu à la Croisette pendant le Festival de Cannes, les starlettes en moins (mais dit-on encore starlette ?), les catalogues sous le bras en plus : c'est là que ça se passe. Pour cette 59^e Exposition internationale d'art, le Luxembourg a choisi Tina Gillen (née en 1972) pour le représenter. Investissant la Sale d'Armi au sein de l'Arsenale avec *Faraway So Close*, elle livre un ensemble de nouvelles peintures de grandes dimensions qui s'intéressent aux liens qui se tissent entre l'espace intérieur et le monde extérieur (photo du montage : Tina Gillen). On constatera que c'est la première fois, du moins depuis que le Grand-Duché a une présence officielle à travers un pavillon (Simone Decker, 1999), que le champ de la peinture est pleinement représenté. Tina Gillen s'est attachée à sortir du cadre traditionnel de la toile en explorant, à travers des

installations, différents types de relations entre la peinture et l'espace d'exposition. Elle a créé une scénographie spécifiquement adaptée à cette salle historique datant du quinzième siècle où ses peintures composent un « paysage incertain », selon les mots de l'auteure Marielle Macé.

Parallèlement à l'exposition (jusqu'au 27 novembre), un groupe d'étudiants et de jeunes artistes développent de 2021 à 2023 un projet de recherche à la Royal Academy Fine Arts Antwerp avec Tina Gillen et Christophe Gallois, commissaire de l'exposition. Intitulé « Forms of Life », ce séminaire mensuel à l'Académie, sera prolongé par un workshop organisé à Venise, et aboutira à la réalisation d'un projet d'exposition au Mudam à l'été 2023. L'exposition est accompagnée d'un catalogue rassemblant des contributions inédites de Jean-Philippe Antoine, Marielle Macé et Eva Wittcox. Nous reviendrons plus longuement sur la Biennale de Venise en général et le pavillon luxembourgeois en particulier la semaine prochaine. [fc](#)

14

KULTUR

Land

22.04.2022

LAND ART



Voodoo Doll

La carte blanche à un illustrateur (en page 17) est confiée ce mois-ci à Kodji. Né en France de parents togolais, il est arrivé au Luxembourg à l'âge de dix ans, suivant le parcours professionnel de son père. Nourri par les mangas et la bande dessinée d'une part, le hip hop et le beatbox de l'autre, il se forme en un en infographie et animation 2D à Namur, après un stage de perfectionnement auprès de l'artiste plasticien togolais, Paul Ahyi. Ayant baigné dans la mixité culturelle tout au long de sa vie, non sans être confronté aux inégalités de traitement, il en fait le terreau de sa création

artistique et définit son univers graphique comme « un amalgame des mes influences, de mes croyances et de mon vécu ». Son art reflète donc un désir de proximité avec ses origines et une fierté de les représenter, tout en apposant un style occidental dans ses recherches et dans ses créations. « Mes œuvres reflètent également une réflexion sur la vie, la mort et principalement comment on passe le temps entre les deux. Ainsi le divin, la femme africaine, les traditions se retrouvent au cœur de mes créations. » Kodji multiplie les techniques de l'acrylique à la résine en passant par l'animation 2D et la peinture digitale. Pour sa contribution au *Land*, il propose une représentation de la naissance d'une de ses *voodoo dolls*, un motif récurrent de son travail, avec et l'intervention des divinités grecques Moires dans celle-ci. [fc](#)

LITTÉRATURE



Poésie de printemps

Pour marquer son soutien au Printemps des poètes (du 22 au 24 avril), le *Land* publie quelques textes en amont. Cette semaine, un poème de André Simoncini (photo : K.S.), né en 1946 à Esch-sur-Alzette,

galériste, éditeur et poète qui a signé sept recueils, dont *Dieu se cache*, avec le photographe Kozo Yano (2014), a été traduit en japonais, italien et anglais. Depuis les années 1990, André Simoncini organise également des matinées poétiques. Le texte présenté ici est un extrait de *Manuel de silence* (Éditions Phi, 2016). [pf](#)

L'oiseau

*Onde porteuse
Dans la plaine évanescence
Un oiseau veille
Ailes déployées
Sur le règne de l'immatériel*

*Dans la brise
Du crépuscule qui s'annonce
Ce danseur diurne
Nous observe
Prisonniers de la pesanteur
Pourfendeurs
Des lois de la nature
Hommes bien trop suffisants*

*Quand la nuit s'installe
Et que l'horizon s'émousse
L'oiseau alors
Se pose sur terre.*

Wie es war

Als Jhemp Hoscheit letztes Jahr den Preis des „mérite culturel“ für 2020 bekam, sagte er, die Pandemie habe ihm zwei Dinge vor Augen geführt. Einerseits seine Liebe und Freude fürs Schreiben von Geschichten, andererseits das Teilen dieser Geschichten mit anderen. Mit *Tëschent den Zeilen* legt der luxemburgische Autor nun seinen ganz eigenen Lockdown-Roman vor, es geht um Corona und *Confinement*, und, um das Ganze ein bisschen aufzuheizen, auch um Fremdgehen. Die fiktive Familie Gelser besteht aus Mutter

Manon, Versicherungskauffrau und Ehebrecherin, Vater Laurent, Schriftsteller, und Lena, gelangweilte Teenager-Tochter. Allesamt sind sie ein paar Monate gemeinsam eingesperrt, und der Hausseggen hängt schief. Laurent Gelser schreibt derweilen über Vertrauensbrüche, die auch in seinem eigenen Leben auftauchen, und Lena hängt am Smartphone. Das ganz normale Leben.

Ob allerdings gerade jetzt noch irgendjemand Lust hat, einen Roman über die ersten Monate der Pandemie zu lesen, ist fraglich. Doch wer weiß, vielleicht schafft Hoscheit es in gewohnt-gewitzter Manier, die Leserschaft in diese Zeit hineinzuziehen. Offizielle Buchvorstellung am 30. April in der Librairie Diderich in Esch. [sp](#)

SCÈNE

Zurück in die Zukunft

Als die deutsche Wochenzeitschrift *Schaubühne* am 7. September 1905 zum ersten Mal in Berlin erschien, war das 20. Jahrhundert noch jung und unschuldig. Das Blatt, erst als reine Theaterzeitung konzipiert, avancierte unter der Leitung von Siegfried Jacobsohn schnell zum wichtigsten intellektuellen Forum der Weimarer Republik. Die *Weltbühne*, wie sie ab 1918 hieß, publizierte die kritische Gedankenwelt der intellektuellen Elite, die späteren Herausgeber Kurt Tucholsky und Carl von Ossietzky veröffentlichten Texte von unter anderem Erich Kästner und Else Laske-Schüler, Arnold Zweig und Alfred Polgar. Nach der Machtübernahme der Nazis am 30. Januar 1933 wurden die

Mitarbeiter verhaftet, die Zeitung durfte nicht mehr erscheinen. Am Donnerstag, 28. April, lädt das Kasemattentheater zu einer Reise zurück in die bewegten Zwischenkriegsjahre ein, die unseren in mancher Hinsicht durchaus ähnlich sind. Der deutsche Schauspieler August Diehl, man erinnere sich etwa an Raoul Pecks *Der junge Karl Marx* oder Terrence Malicks *A Hidden Life*, wird gemeinsam mit Marc Limpach (*Bad Banks*; Dramaturg des Kasemattentheaters) lesen. Michel Reis begleitet am Klavier (Foto: Titelseite der Ausgabe vom 2. Dezember 1930 / Wikimedia Commons). [sp](#)



BIBLIOTHÈQUES

Schock deine Eltern, lies ein Buch

128 514 Einwohner/innen zählte Luxemburg-Stadt Ende letzten Jahres – mehr als Trier oder Metz, Nancy oder Kaiserslautern. Bisher verfügen die *Stater* allerdings nur über eine einzige Stadtbücherei, die Cité Bibliothek – deren Kinderabteilung platzt aber

vor allem am Wochenende aus allen Nähten. Déi Lénk haben dieses Problem erkannt: Zum Weltbuchtag am 23. April schlägt die Hauptstadtsektion der Partei die Gründung eines „Netzwerks aus Stadteibibliotheken“ vor. Vier oder fünf solcher Bibliotheken mit unterschiedlichem Fokus in den bevölkerungsreichsten Stadtteilen stellt man sich vor; unter anderem eine Comic-Bibliothek im früheren Merler Schlachthof und eine Kinderbibliothek in Bonneweg. Bibliotheken seien seit jeher weitaus mehr als Buchboxen, sie fungierten immer auch als „soziale und kulturelle Bildungsorte“ und „dynamisieren“ die Stadt, so die Partei in einer Pressemitteilung. Ein bisschen was hat sich in den letzten Jahren in Luxemburg getan, begrüßenswert sind etwa die Bücher-Tauschschränke, die mittlerweile vor einer Reihe Gemeinden stehen (etwa in Hesperingen). Doch die Nachfrage steigt weiter – immerhin gute Nachrichten für alle, die regelmäßig das Ende des Buches beschwören. [sp](#)

MUSIQUE

Move, Move, Move

Emma-Jean Thackray macht eine Musik, die fragen lässt, ob das wirklich Jazz ist – so tanzbar ist sie. Aber die 32-jährige Londonerin (Foto: Joe Magowan) hat nicht nur Jazztrompete und Orchesterjazz studiert. Sie singt auch, ist DJ, spielte schon in jungen Jahren in Brass Bands und in Sinfonieorchestern. Ihr künstlerisches Mantra lautet: „music to move the mind, move the body, move the soul“.



Heraus kommen Klänge, die inspiriert sind vom Fusion Jazz der Siebziger und oft auf den Dancefloor gerichtet. Aufgetreten ist Emma-Jean Thackray damit schon auf mehreren Kontinenten. Kommenden Donnerstag (28.4.) ab 20 Uhr auch im Kulturzentrum Neimënster ([neimenster.lu](#)). [pf](#)

Out of the Crowd, 18

Wer mit Genre-Zuschreibungen wie „Gloomy Indie Pop“, „Desert Blues“ oder „Heavy Shoegaze“ etwas anzufangen weiß, kann sich am 30. April (einem Samstag) ab 15.30 Uhr in der Escher Kulturfabrik die achtzehnte Ausgabe von Out of the Crowd zu Gemüte führen. Das vom Schalltöt Kollektiv mit der Kufa organisierte Festival hat bisher mehr als 150 Bands auf die Bühnen des früheren *Schluechthaus* gebracht ([kulturfabrik.lu](#)). [pf](#)

Tablo

THEATER

Vom Stoff, aus dem Tyrannen sind

Anina Valle Thiele

Frank Hoffmanns Inszenierung von Ödipus/Antigone im Grand Théâtre erweist sich dank eines starken Ensembles und ästhetischer Akzente als stimmig

Wenngleich Sophokles Tragödien *König Ödipus*, *Ödipus auf Kolonos* und *Antigone* ursprünglich keine Trilogie bilden, werden sie aufgrund des inhaltlichen Zusammenhangs mit gutem Grund als „Thebanische Trilogie“ zusammengefasst, so Florian Hirsch im Begleitheft. „Diese be(d)rückende, fürchterliche Familiensaga über die fluchbeladenen Labdakiden erwies sich als bahnbrechend für Theater- wie Literaturgeschichte“, so der Dramaturg, der sich auf die deutsche Fassung von Simon Werle stützt. Frank Hoffmann inszeniert die Inzesttragödie rund um Ödipus, der nach einer Weissagung seinen eigenen Vater Laios tötet und mit seiner Mutter Iokaste vier Kinder zeugt. Er wird zum Herrscher Thebens. Als ihm sein Schicksal bewusst wird, sticht er sich die Augen aus. Sein Schwager König Kreon übernimmt die Macht und gerät über den Erbfolgekrieg der Söhne des Ödipus, Polyneikes und Eteokles, in Konflikt mit deren Schwester Antigone, die Polyneikes, trotz Kreons Verbot, beerdigen möchte. Am Ende sind fast alle tot oder irre ...

Die antike Tragödie und ihre Leit motive (der Vtermord und die Mutterliebe des verschmähten Sohnes) sind bis heute aktuell – man blicke nur auf die beiden von Macht berauschten französischen Präsidentschaftskandidat/innen: Stoff für die Klatschspalten der Boulevardmedien wie zeitloser Bühnenstoff! In der Hoffmann’schen Inszenierung fügen sich die drei Teile zusammen wie ein Puzzle. Es wirkt wie eine große Collage: ein Tableau, in dem es nicht an Regieideen mangelt.

König Ödipus bildet den Auftakt. Zwischen den drei Teilen fällt der Vorhang und der Titel wird in weißer Schreifschrift eingeblendet wie im Abspann eines Kinofilms. Die Figuren bewegen sich anfangs in Nebelschwaden, „Das geschmückte Volk sitzt im Parterre“, ertönt es aus den Zuschauerreihen (Chor).

Die Leidenschaft zwischen Mutter Iokaste (Jacqueline Macaulay) und Sohn Ödipus (Maik Solbach) hängt knisternd im Raum, wenngleich von Anbeginn ironisiert. Jacqueline Macaulay spielt Iokaste facettenhaft, zunächst mütterlich und selbstsicher, wenn sie anfangs etwa zwischen Kreon und Ödipus geht und ihnen die Ohren langzieht wie Laus-

buben, später enttäuscht und gebrochen. Wolfram Koch gibt stark den Kreon: schelmisch, irgendwann rasend. – Ein irrer Diktator, der in seiner Gestik glaubhaft an den narzisstischen Tyrannen im Osten erinnert.

Maik Solbach ist ein überzeugender Ödipus, anfangs noch im Strampelanzug wie ein Riesenbaby, dem die Verwirrung über sein noch unbekanntes Schicksal ins Gesicht geschrieben steht und der diese Ratlosigkeit einfältig nach außen kehrt; im dritten Teil hingegen steht er nackt, wie ein Clochard, dem nur noch ein paar Lumpen vom Leib herabhängen. Marco Lorenzini spielt den blinden und gebrechlichen Seher Theseus, dessen offensichtlich angeschlagener Gesundheitszustand seiner Rolle gerade Glaubwürdigkeit verleiht.

Weite graue (Bühnen-)Welt

Der zweite Teil *Ödipus auf Kolonos* ist auf Rück- und Vorschau ausgerichtet. Auch Ödipus ist zum Seher geworden ... Beklemmung transportiert hier vor allem das eindrucksvolle Bühnenbild, das unverkennbar die Handschrift von Ben Willikens trägt, seit den 70ern bekannt für seine in monochromem Grau gehaltenen Interieurs. Es bietet den perfekten Rahmen und ausreichend weiten Raum, in dem die Figuren zugleich verloren wirken und sich das Ensemble entfalten kann.

Antigone (verkörpert durch eine etwas verzagte Marie Jung) agierte schon vor 2 000 Jahren eigensinnig und widerspenstig, etwa indem sie den Bruder, dessen Leichnam den Tieren zum Fraß vorgeworfen werden soll, kurzerhand selbst heimlich und ehrenvoll bestattet. Als sie erwischt und Kreon vorgeführt wird, hält sie diesem aufmüpfig und hoch erhobenen Hauptes entgegen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ Antigone stellt eigensinnig ihre moralischen, aber eben darin überindividuellen Ansprüche gegen solche des Macht- und Staatsapparates; diese Haltung bietet reichlich aktuelle Reibungspunkte.

Nicht ohne Grund ist *Antigone* bis heute das meist gespielte Stück der griechischen Klassik. Brecht gestaltete sein „Antigonemodell“ als Aktion gegen die Unmenschlichkeit totalitärer Regime. Auch

in der Hoffmann’schen Inszenierung am Grand Théâtre heißt es zu Beginn: „Hybris erzeugt den Tyrannen!“ Die Parallelen zu gesellschaftlichen und politischen Krisen und einem irrsinnigen in der Ukraine tobenden Krieg liegen auf der Hand. Wenn die Handlung von *Ödipus* einsetzt, befindet sich Theben zudem im Würgegriff einer ominösen Seuche – eine Form der Pest hat die Stadt befallen. Auch dies transportiert Willikens graues Bühnenbild. Glücklicherweise vertraut Hoffmann darauf, dass sich Parallelen in den Köpfen der Zuschauenden einstellen, und belässt den Hammer dort, wo er hingehört.

Auch den Chor auszulagern, erweist sich als gute Idee. So spricht er bisweilen aus den Zuschauerrei-

hen: mal unterdrückt, mal agitierend (als Schergen am Bühnenrand) und wird damit pars pro toto. Annette Schlechter ist schrullig spielend ohnehin stets ein Gewinn.

Irgendwann ist der Krieg vorbei, und der Saal wird durchflutet von bunten Lichtkugeln.

Eine überdimensionale weiße Papiermaske dient als Zeitung, ein riesiger Mond geht im Hintergrund auf ... Es fehlt nicht an bunten Tupfern fürs Auge. Die ästhetisch gelungene Inszenierung trägt über zweieinhalb Stunden, dank starker Akzente und des kraftvoll-sinnlichen Schauspiels des Ensembles: zweifellos eine der bisher eindrucksvollsten Inszenierungen dieser Spielzeit. ●



Marco Lorenzini (stehend) als blinder Seher Theseus, Maik Solbach als Ödipus

Bernhard M. Willikens

Ödipus/Antigone nach Sophokles/Frank Hoffmann. Deutsche Textfassung: Simon Werle. Mit: Nickel Bösenberg, Christian Clauß, Sarah Grunert, Marie Jung, Wolfram Koch, Ulrich Kuhlmann, Marco Lorenzini, Jacqueline Macaulay, Annette Schlechter, Roger Seimetz, Maik Solbach. Regie: Frank Hoffmann; Dramaturgie: Florian Hirsch; Bühne: Ben Willikens; Bühnenbildmitarbeit: Bernhard M. Eusterschulte; Kostüme: Susanne Bieling; Musik & Soundeffekt: René Nuß; Licht: Daniel Sestak. Produktion: Les Théâtres de la Ville de Luxembourg; Koproduktion: Théâtre National du Luxembourg. (Verschobene) Premiere war am 10. April. Keine weiteren Spieltermine

WORD IN PROGRESS

Cathédrale du texte en chantier

Godfrey Gordet

Dans la sphère de niche qui abrite les lectures publiques de textes, au Luxembourg, *Word In Progress*, fait office de lieu à part. Il est un endroit affranchi et de tous les possibles textuels. Un monde où il fait bon entendre le roman, la nouvelle, la poésie, le théâtre, le mot lu du brouillon à la scène, sans mise à l’épreuve de la sobriété, dans une gaieté qui dézingue les clichés de l’auteur intello binoclard, qui écrit pour soigner sa frigidité sociale. Pour cette édition d’avril 2022, la Kulturfabrik invite, Éric Pessan, Sedef Ecer et Fabio Godinho à lire devant une assistance hétéroclite, attentive et active, l’ex-directeur des lieux, Serge Basso de March, officiant en tant que « bourreau » des teneurs phrasières, avec la bienveillance d’un saint, celui des mots encore tordus, décousus, hésitants... Dans le bon sens de la marche de ces textes encore en chantier, balancés par la salive d’auteurs tous nus face à ces « versions bêta » de leur histoire attendant une suite, voire une fin.

Pessan commence. Et dans un silence de salle sifflant l’acouphène, le voilà lancer le poing pour en sortir son pouce : « premier texte ». Il en donnera quatre comme ça, lisant le pied au plancher, un drôle de déhancher accompagnant son récit. Dans une rythmique de lecture sonnante forcément une singularité à ces textes, on entend là comme une course poursuite de description d’instantanés vécus, ou en tout cas, entendus quelque part. Rapidement une musique formée par la mélodie de son écriture nous habite. Pessan explique être allé au contact de jeunes adultes impliqués dans des combats politiques, et à entendre ses phrases, c’est très immersif. Ce qui bloque un peu, c’est une forme de bien pensance qui se loge dans cette écriture narrative, trop intrusive. L’auteur revendique une

La gaieté de Word in Progress dézingue les clichés de l’auteur intello binoclard qui écrit pour soigner sa frigidité sociale

envie de positivisme, qui sera remise en branle ensuite dans une seconde phase où, « ça va saigner », dit-il. Éric Pessan fait matière à fiction de ces jeunes politisés, et n’hésite pas les formules moralistes, du type « quand on se laisse guider par la volonté de convaincre on perd ». Il invite à questionner l’implication des adolescents en politique par le biais de textes forts de palpable avec notre époque, nos contextes de vie. Évidemment Besos y prend un bourre pif, Amazon dans la ligne de mire d’un auteur désabusé par le regard que la majorité des gens d’une autre génération que la sienne peut porter sur la *success story* du mégalomane. Ces voix qui s’élèvent dans ses textes sont autant de celles qui seraient les détracteurs des nouvelles figures pop. Pourtant, s’il a plus d’une quinzaine de jolis personnages actuellement dans les pattes, Pessan veut faire de cette chorale une seule voix, et surtout ne pas

s’employer à s’inventer l’adolescent qu’il tend à raconter, « je ne veux pas écrire en costume », conclura-t-il sa présentation.

Où est ce qu’on regarde quand quelqu’un lit ? Certains ferment les yeux, d’autres regardent par terre ou dans le vague. C’est en fait l’adresse du texte qui commande cela. Et chez Sedef Ecer, qui poursuit le fil de cette soirée WIP, l’adresse est directement dirigée à l’entendant. C’est comme si elle avait recousu son écriture spécialement pour nous ce soir. L’effet est étonnant et à entendre les premières lignes de son nouvel ouvrage *Harem Project*, on cherche un peu à se faire une place entre la littérature, le côté stand-up de la formulation scénique, et la profonde drôlerie du texte. Après *Trésor National* publié chez Lattes (2021), encensé par-delà les frontières, Ecer avait essayé de sextirper un peu de sa Turquie natale pour fondre son prochain récit lors d’un safari en Afrique. Mais comme toujours nos racines nous rattrapent, la voilà se réinviter à Istanbul pour y faire évoluer ses héroïnes modernes. Car si elle annonce ce texte comme le début d’un néo-polar, en citant Umberto Eco qui disait, que « chaque roman est policier », ce qu’on y entend, et qu’elle confirmera, c’est plus assurément – pour l’instant – un texte féministe. Et ça n’aura pas échappé à la salle qui s’invite à questionner sur le sujet pour que Sedef Ecer réponde avec la volonté de narrer la dissonance actuelle entre un féminisme qui sépare les hommes et les femmes, et un autre qui les rassemble, et se veut universel, « porter un short en Turquie c’est aujourd’hui un acte de féminisme. Boire une bière est un acte de provocation ». Alors si *Harem Project* ou « les femmes du harem », semble s’imposer comme un long périple mental, la sauce mêlant polar-burlesque

et féminisme-turque qu’elle nous mijote s’annonce épice et pétillante, tout ce qu’on aime.

Fabio Godinho ferme la marche non sans une visible anxiété. Le bonhomme est plutôt identifié comme acteur et metteur en scène. Il a choisi de lire cinq courts textes, issus d’un cycle d’une trentaine, écrits par le vif de ses vagabondages. L’écriture de Godinho est un brin « naïve », dans le sens des aspirations d’un Facteur Cheval, voulant « construire » pour raconter sans se soucier des codes. Et c’est bougrement intéressant car c’est du jamais entendu, un inconnu, du neuf, yes ! Il y a dans son écriture une forme de prose très personnelle où les personnages et temporalités se confondent pour s’absorber les unes les autres dans la poésie. À l’écoute, on oscille entre la description poétique du souvenir et la photographie mentale qui se décompose, et reconstruit au fil de la lecture. Car c’est en effet cette écriture qui l’embarque lui-même, comme s’il ne pouvait plus la contrôler, comme si elle prenait possession de son être, « je me demandais comment se sent une fleur pendant la canicule », narre le jeune auteur. Il fait entendre une écriture sur le fil, où l’esprit de l’auteur et du lecteur voyage au grès de narrateurs évanescents qui apparaissent et disparaissent sans rien dire, pour des textes qui à chaque fois s’ouvrent vers quelque part. On ne sait pas où. On s’en fout un peu. Fabio Godinho écrit par la couleur des mots, leurs vibrations spirituelles. Aussi, la divulgation de ses écrits au public aura marqué l’annonce de la création de la maison d’édition « Luar Editions », en collaboration avec son frère Marco Godinho et sa femme Keong-A-Song. Une autre famille d’auteurs à suivre de près. ●

FILMS MADE IN LUXEMBOURG

Quand tombent les pétales



Maurizio Maltese, survivant malgré lui

Cela commence avec une voix off en italien sur des (très belles) images de fleurs. Des bouquets photographiés au Polaroid avec ce grain particulier qui donne une impression d'éternité parce qu'il n'est ni ancien, ni récent. Des fleurs perdues (*I Fiori Persi*) car elles ne sont plus destinées à personne. Cette voix off est celle de Fabrizio Maltese qui raconte ce voyage vers son Italie natale pour se rendre chez ses parents au début de la pandémie. Un retour à Viterbo qu'il a quitté il y a plus de vingt ans. Son père Maurizio a fait une crise cardiaque. Le pays est verrouillé, à l'isolement le plus strict. Il sait déjà que les moments seront difficiles. Mais, c'est finalement à la perte de sa mère qu'il va devoir faire face. Un deuil qu'il va vivre avec son père, en égrainant des souvenirs et en collectant des petits riens qui ont fait une vie.



Dans *I Fiori Persi*, Fabrizio Maltese regarde son père avec une infinie tendresse

Fabrizio Maltese a plusieurs fois filmé le désert. Au Maroc (dans *50 Days in the Desert* sur le tournage de *Chevalier blancs* de Joachim Lafosse), en Californie (avec *California Dreaming* sur une ville presque fantôme, à deux heures de Los Angeles), en Mauritanie (pour *L'Invitation*, un voyage épique et intime avec Abderrahmane Sissako, le réalisateur de *Timbuktu*). Il est ici confronté à une autre forme de désert, celui de l'absence. L'absence de sa maman, bien sûr, mais aussi l'absence de bruits et de mouvements dans une ville confinée où le chant des oiseaux paraît incongru et la pétarade lointaine d'une mobylette devient suspecte. Une ville vidée de ses habitants. Comme l'était California City où le rêve américain s'envolait en même temps que ses occupants la quittait.

Confinement oblige, tout est filmé à l'intérieur de la maison familiale, où l'accumulation de souvenirs, d'objets chargés émotionnellement, de livres témoignant d'un temps qui s'est arrêté subitement. Fabrizio Maltese regarde son père avec une infinie tendresse, une grande délicatesse, dans des gestes du quotidien qui émeuvent par leur banalité : quand il déchiffre un dernier message crayonné sur un post-it, qu'il cherche les bons mots pour le faire-part ou qu'il joue quelques notes au piano. De l'aveu du réalisateur, les images tournées n'étaient pas destinées à devenir un film et à être montrées au public. Il voulait surtout garder des images de son père, s'étant rendu compte qu'il était trop tard pour filmer sa mère. Stephan Roelants, avec qui il travaillait sur *L'Invitation*, le convainc que la matière est trop belle pour ne pas être montrée. Que l'histoire est trop universelle pour ne pas être partagée. On lui en sait gré.

La tragédie personnelle placée dans le contexte d'une tragédie collective, celle des morts du Covid, prend toute sa force quand, alors qu'il voulait rester à l'écart de l'image, Fabrizio Maltese passe devant la caméra pour se rapprocher de son père et lui tendre un mouchoir. En un plan, la distance est rompue, la chair de poule nous gagne. « J'espère qu'on pourra s'embrasser à un moment donné », lui dit Maurizio. Quand on est photographe et réalisateur, c'est avec l'image qu'on dit sa souffrance et c'est avec l'image qu'on la répare. ● France Clarinval

ART CONTEMPORAIN

Catabase et anabase : vertige, quand tu nous saisis

Lucien Kayser

Une troisième fois, Fabien Giraud et Raphaël Siboni, sont au Casino Luxembourg pour mener à bonne fin leur série *The Unmanned*, commencée en 2014

Catabase et anabase, des notions qui renvoient aux épopées et aux mythes grecs. J'avoue, elles sont bien savantes, mais l'excuse est là, la première au moins figure jusque dans le titre *The Everted Capital* (Katabasis) de l'exposition du Casino-Luxembourg. Elle traite de la descente des héros dans le monde souterrain, la seconde, au contraire, est associée à une ascension, qui peut être liée à la religion, à moins que la référence ne se limite au récit de Xénophon lors de l'expédition de Cyrus le jeune, mais il fallait toujours monter, en l'occurrence dans l'intérieur montagneux d'un pays. On voit, deux fois des entreprises, des aventures hasardeuses, nées de beaucoup d'ambition, exigeantes, ô combien de courage et de persévérance.

Fabien Giraud et Raphaël Siboni ne manquent pas de ces qualités-là, et Kevin Muhlen non plus. C'est la troisième fois que le directeur des lieux les accueille, après 2014 et 2018. Pour une série au très long cours, nommée *The Unmanned*, sans doute d'après ce que laissaient présager les huit vidéos d'alors. Cela s'appelait *A History of Computation*, histoire subjective de l'informatique, avec cette particularité d'un récit à rebours, partant d'un avenir plus ou moins proche, en 2045, pour remonter à un passé plus lointain, en 1542. De quoi donner le vertige, suscité par l'abrupt saisie des hauteurs, et qui naîtrait là en plus du tourbillonnement du temps, de son retournement.

C'est exactement, *The Everted Capital*, le procédé mis en œuvre aujourd'hui encore. Les deux artistes nous disent être partis d'une idée du cinéaste Eisenstein, qui n'a jamais été réalisée, pour de bonnes raisons, de filmer l'opus magnum de Karl Marx. Eux emboîtent le pas, avec trois films-performances, introduits par un prologue. Un épilogue suivra qui sera produit dans les espaces du Casino, là encore pris dans toute sa verticalité, percé de haut en bas, et sera intégré à l'exposition au moins de juin.

Il faut commencer par lire le texte de Giraud et Siboni (on a pris l'habitude de pareil mode d'emploi ou de compréhension simplement) sur cette saison 2 de *The Unmanned*, après la belle enfilade de vidéos de 2018). Toutefois, c'est plus complexe encore, la fiction se construit sur bon nombre de strates, et on ne sera jamais sûr d'en tenir les bons bouts. Le mieux étant alors de se laisser aller au fil des images, de s'abandonner à leur vertige. Très saisissantes séquences par exemple saisies par une caméra thermique dans

le prologue. Seulement, les artistes en demandent trop à notre attention, à notre endurance : vingt-quatre heures, pas moins, de durée ; il faut les croire en plus sur parole quand ils nous assurent qu'il s'agit d'éléments ayant servi de monnaie à travers l'histoire de l'homme. Il est vrai, Blanchot, Bataille, Klossowski, voilà des références qui peuvent aider.

Images également prenantes, à mettre avec notre bonne volonté dans le contexte général, du nouveau-né (soi-disant immortel), dans l'épisode 2, ou de Cybèle, magna mater ici assaillie par les flots, où l'on voit dans son déroulement une mise en feu, des flammes qui viennent ravager une structure en bois. Et si nous regardions tous ces moments comme appartenant à une cosmogonie, sa mise à mal, où s'inscrivent les comportements, les conduites des humains avec leurs affects.

Les sculptures, à côté des films l'autre volet de l'exposition, sous le titre *The Form of Not*, se retrouvent un peu partout. Elles commencent toutefois, à notre arrivée au premier étage, à nous faire croire justement à une salle d'un musée d'ethnographie, avec des

lames, mais générées par de l'intelligence artificielle à partir d'une collection anglaise ; ailleurs, des masques issus d'une institution australienne ont servi de modèles pour des sculptures en sel (retour à l'idée de monnaie d'échange). Et le traitement du temps s'avère d'un bout à l'autre absolument vertigineux, l'un des épisodes des films, allant, lui, de 1971 à 4936, où l'on nous assure que « le démantèlement de la Terre est presque terminé » à cette date. Avec l'espoir cependant d'une nouvelle enfant qui naisse.

Et nous voilà en train de nous attarder dans notre parcours dans la plus grande salle du Casino. Résidus, vestiges, promesses, on ne sait trop, pour ce qui s'y trouve éparpillé dans un espace circonscrit, plongé dans l'eau qui tombe par gouttes. Horizontalement, des strates encore, et une chute d'étoffe accentuant fortement la verticalité. On ne peut nier une forte poésie émanant de la pièce, fort dépaysement, vertige du temps et de l'espace, où dès lors il appartient à chacun, suivant ce qu'il apporte lui-même, suivant ce qu'il a retenu des étapes précédentes, de se glisser, d'entrer dans la fiction, la narration de Giraud & Siboni, il y a de quoi en plus de faire travailler sa propre imagination. ●



Vertige où passé, présent et futur se rejoignent

Le passé éclaire le futur

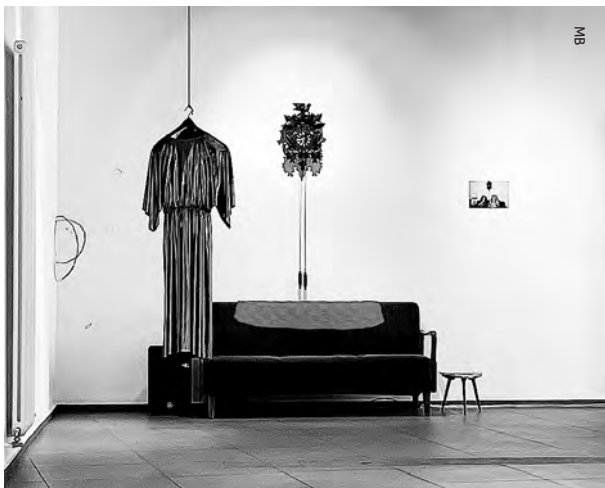
Marianne Brausch

L'enjeu des deux galeries de la Ville de Dudelange est de montrer un futur qui ne sera peut-être pas en se basant sur le passé

C'est un récit en plusieurs chapitres qui s'appelle *Antidote Fiction*. La galerie Nei Liicht et la galerie Dominique Lang mixent le travail de sept artistes. Elles présentent ainsi plusieurs facettes d'une ville sidérurgique du sud du Luxembourg. Son passé industriel, son futur peut-être improbable et son présent tel qu'il est vu via les arts plastiques, vivant.

Le lien entre les deux lieux se fait par la présence d'une œuvre de Edwin Cuervo à la galerie Nei Liicht – alors qu'il est exposé principalement à la galerie Dominique Lang – et, à l'inverse, d'une pièce de Keita Mori, dans l'ancienne gare – le reste étant dans la villa. On peut bien sûr regarder le travail de Nathalie Noé Adam, Pascale

Wup / Colère de Pascale Noé Adam



Noé Adam, Edwin Cuervo, Olga Karpinsky, Keita Mori, Agathe Simon et Claire Thill individuellement. Mais c'est un tout et le passé éclaire le futur de Dudelange comme dans les deux vidéos juxtaposées de Nathalie Noé Adam, *Une fin certaine*. On y voit d'une part s'effondrer le site industriel lors de sa démolition, quand la crise sidérurgique des années 1970-80 signa la fin de la richesse du sud du Luxembourg, dont les solides poutres d'acier étaient exportées jusqu'à New York pour la construction des gratte-ciel et sur l'autre écran, un bombyx du mûrier, autrement dit le ver à soie, dont le cocon produit le ténu fil précieux. Poétique, léger, le bombyx de Nathalie Noé Adam s'envole, virevolte (papiers découpés et encre noire), mais meurt recroquevillé : a-t-il terminé son propre cycle de vie ou est-ce son manque de concordance avec celui de l'homme industriel qui l'a tué ? Ces temps ne sont en tout cas pas synchrones.

On peut aussi y voir le fil conducteur du récit d'*Antidote Fiction*. Juste dans la pièce à côté, Keita Mori a tiré ses fils (de soie et métalliques) où l'on peut aussi bien reconnaître des installations industrielles locales passées que des installations futuristes dans une autre ère. Le *Bug Report* de Keita Mori met là, dans l'instant d'une création spécialement faite pour et par les données du lieu, le visiteur au centre de deux temporalités. Le charbon actif, dans des œuvres bidimensionnelles, toujours de Nathalie Noé Adam, vivant, prolifère et recouvre une feuille d'or de pustules noires. Le minerais qui a enrichi le pays l'a aussi pollué et de diverses manières. Ainsi la vie domestique des femmes. Mais un cocon de Keita Mori se niche comme un clin d'œil d'un avenir libéré dans le coin de la pièce à vivre ouvrière de Pascale Noé Adam.

Les femmes d'ici sont en colère (*Wut / Colère*). Elles l'ont amenée avec elles de leur pays du sud du Sud pour immigrer avec leur homme dont elles lavent les chemises et sauvent la paye pas totalement dépensée en coups au bistro. Pascale Noé Adam raconte le quartier Petite Italie. Elle incarne cette colère inscrite dans leur ADN dans une performance libératrice en tapant à coups de gants

de boxe dans un sac de frappe. Elle est les mères, les filles, les sœurs, toutes les femmes qui ont la rage dans la robe de soie et les talons aiguille où elles vont quand même danser le samedi soir.

Ce monde patriarcal remonte à loin. Le corps de la femme, est juste au-dessus, à la galerie Dominique Lang. C'est Olga Karpinsky qui l'honore. Avec ses rondeurs, il vient du fond des âges, du *Hearth Earth*. On voit ici des déesses réalisées à l'ordinateur en 3D. Leur volume y est comme en fils d'acier ou corseté. Mais les dessins entourent trois petites déesses primitives, mises en valeur sur un piédestal, protégées par un caisson de plexiglas. Ce sont comme ces matriarches au tronc archaïque que l'on a déterrées dans des sites archéologiques et que depuis, le monde entier admire dans les musées, fasciné par celles qui ont assuré la continuité de l'espèce humaine.

Peut-être y en a-t-il dans le sol noir d'une de ces mines à ciel ouvert que Edwin Cuervo a photographiées de nuit ? *Lunas Blancas* nous donne à voir ces reliefs du sol creusé, tant au sens géographique que des restes en friche, que seule module dans la nuit la lumière de l'astre lunaire. Claire Thill nous emmène elle, à la galerie Nei Liicht, dans la performance des sons qu'elle a glanés à Dudelange. Le mix sonore d'informations sociologiques du *Golden Voyager* est celui de la Minette. Si des extra-terrestres tombaient un jour futur sur cette mélodie, penseraient-ils à de la science-fiction ou à la réalité terrestre ? Sa mémoire est nostalgique, parce que subjective.

Antidotes Fiction l'illustre parfaitement à travers le travail que permettent les arts visuels et le choix judicieux fait par Dudelange pour participer à l'année culturelle. ●

Antidotes Fiction, est à voir aux deux Galeries de la Ville de Dudelange, jusqu'au 29 mai



LUXEMBURGENSIA

All is change

Janine Goedert



Irresistible Blending is Mary Carey’s first novel. Born in Toronto, she moved to Luxembourg in 1991 and, apart from five years spent working for Baffinland Iron Mines back in Canada, has been living here ever since. Besides making a name for herself as a journalist and a corporate writer, she has long been a key figure on Luxembourg’s creative writing circuit.

Carey calls her book “a psychological thriller and/or a science fiction novel”. Set in rural Vermont in the year 2000, it puts Eleanor Adams at the heart of the plot. Eleanor is a striking beauty and an exceptionally talented artist who has sought refuge from the intrusions of modern life in Celestania, an isolated commune started and run by Summer, a drop-out and wealthy heir. The place attracts the usual suspects: people who want to get away from crowds, people who choose to be close to nature, people who meditate in the spirit tent and are drawn to self-sufficiency. Wellness weekends and healing crystals loom large, while the full moon is celebrated as the high tide of psychic power.

Yet, life is far from idyllic. As in most small communities, jealousy and gossip are rife. Eleanor, we soon find out, is a marginal figure, spending most of her time painting rather than participating in communal cooking or yoga sessions. We also discover that she has developed some intriguing post-human skills. She sees people in terms of

colour and is able to hear or read their thoughts. Synaesthesia plays a crucial part in this.

As the Bryan Appleyard epigraph suggests, Carey sets out to explore in what ways knowledge might advance in the arts, and in painting in particular: Are there colours that are so perfect and “new” that we do not have words to describe them? And are aesthetic insights and scientific advances mutually exclusive tools when we try to explore or define the meaning of life?

Carey raises questions around the march of evolution and the transformations it brings about. After all, just as our own ancestors were not human, our descendants are likely to be completely different from us some day. The novel intimates that seeing man as the pinnacle of creation (as we often tend to do!) prevents us from spotting advances in human cognitive abilities, but that does not mean they are not happening. Once these speculative elements take over, the narrative starts cutting fast between actual experiences and new modes of understanding.

Eleanor’s experience illustrates that stepping across the boundaries of what we know and agree on is lonely, violent and risky for any individual since it turns you into someone else and keeps you marooned inside your own skull. Yet unlearning is not an option and going back is impossible. Running parallel to this individual transformation, there is a sinister plot development associated with three predatory characters who come out of nowhere.

At this point it sometimes feels that too many elements have been packed into the ambitious narrative. Threads are picked up and then quickly dropped again, which can be slightly confusing and makes reading a challenge.

In my eyes, Carey is at her best when she evokes the three generations of the family at the heart of *Irresistible Blending*. We learn that Bradley, Eleanor’s nine-year-old son, is desperate to belong, though he learnt very young how to conceal his own needs and emotions in order to protect his

self-absorbed mum. And then there is the relationship between Eleanor and Edith, her mother. The latter is used to being in charge and struggles to cope with a daughter who escapes maternal control in more ways than one.

Edith, we are told, is “pure up-town, social x-ray chic.” In her opulent New York mansion nibbles mean caviar and small homemade toasts. The various rooms are described in detail, so that some of the pages end up reading like a posh auctioneer’s catalogue. Nothing is left to your imagination, though anyone that has ever glanced at a sophisticated millionaire’s interior in a glossy magazine will be on familiar territory. Still, this takes nothing whatsoever away from the characters themselves and from the occasional satirical clin d’œil. ●

Mary Carey, *Irresistible Blending*, Black Fountain Press, 2022 (ISBN978-99959-998-9-6)

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 24.05.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux d'entretien, de conduite et d'exploitation des installations techniques à exécuter dans l'intérêt du bâtiment Tour B à Luxembourg-Kirchberg.

Description succincte du marché :
– Gérance technique : 1 fft ;
– Conduite des installations techniques HVAC et sanitaires : 1 fft ;
– Maintenance des installations incendie et surveillance : 1 fft ;
– Maintenance des installations de levage : 1 fft ;
– Nettoyage des façades : 1 fft.
La durée des travaux est de 120 mois, à débiter au 1^{er} trimestre 2023.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

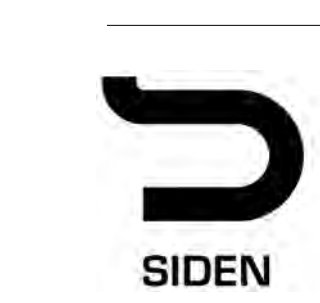
Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
21.04.2022

La version intégrale de l'avis n° 2200859 peut être consultée sur www.marches-publics.lu



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaire du Nord (SIDEN)
Administration communale de Larochette et Creos Luxembourg S.A.

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 01.06.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Bleesbruck, L-9359 Bettendorf.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Assainissement des communes de Larochette et de la Vallée de Ern

Description succincte du marché :
– U5044-10 Construction d'un collecteur d'eaux mixtes entre Larochette et la station d'épuration de Medernach, construction de deux déversoirs à Medernach, modernisation d'un bassin d'orage à Larochette et construction de conduites d'eau potable à Larochette ;
– Travaux de génie civil (lot 1) et d'équipements électromécaniques (lot 2).

Lot 1 : Génie civil

Description succincte :
– Travaux de génie civil

Lot 2 : Équipements électromécaniques
Description succincte :
– Travaux d'équipements électromécaniques de deux déversoirs à Medernach

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Sous peine de nullité, les documents de soumission sont à télécharger sur le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Il s'agit d'une adjudication par lots séparés.

Le début des travaux pour le lot 1 est prévu pour octobre 2022 et le délai d'exécution est de 660 jours ouvrables.

Le début des travaux pour le lot 2 est prévu pour mars 2023 et le délai d'exécution est de 270 jours ouvrables.

Conditions de participation :
– Effectif minimum en personnel de l'opérateur économique occupé dans le métier concerné : 100 personnes (lot 1) ;
– Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références (lot 1 et lot 2) ;
– Nombre minimal des références pour des travaux de fonçages : 3 références (lot 1).
– Chiffre d'affaires annuel minimum dans le métier concerné : 800 000 euros (lot 2)

Modalités visite des lieux/réunion d'information :
La visite des lieux est laissée à l'appréciation du soumissionnaire.

Réception des offres :
Conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics, la remise et l'ouverture électronique des offres est obligatoire pour ce marché. Sous peine d'exclusion, les offres doivent être déposées sur le portail des marchés

publics (www.pmp.lu), avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme de papier ne seront pas acceptées.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
21.04.2022

La version intégrale de l'avis n° 2200837 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Le bureau du SIDEN :
Ali Kaes, président ;
Claude Thill, 1^{er} vice-président ;
Fernand Mergen, 2^{ème} vice-président ;
Henri Rinnen, membre ;
Romain Schroeder, membre

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Ponts et Chaussées
Division des travaux neufs

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Services

Modalités d'ouverture des offres :
Date : 25.05.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement à remettre via le portail des marchés publics avant les dates heures fixées pour l'ouverture. Il n'y aura pas de séance d'ouverture publique de la procédure ouverte.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Direction des travaux relative aux chantiers aux alentours du Pôle d'échange Höhenhof.

Description succincte du marché :
Mission de direction des travaux, c'est-à-dire mise à disposition de personnel technique qualifié pour le contrôle et la surveillance de chantiers de génie civil (voirie et ouvrage d'art) suivants :
– Nouveau boulevard du Höhenhof ;
– Réaménagement de l'échangeur Senningerberg ;

– Mise à 2x2 voies de la N1 entre Senningerberg et l'aéroport ;
– Divers autres chantiers de moindre envergure.

Quantitatif :
– Directeur des travaux : 10 700 heures ;
– Adjoint au directeur des travaux, spéc. « construction routière » : 7 200 heures ;
– Métreur : 10 700 heures ;
– Géomètre : 9 500 heures.
Durée approximative de la mission : 54 mois
Début prévisible de la mission : fin 2022

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission sont à télécharger à partir du portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Les conditions de sélection sont énoncées dans le dossier d'appel d'offre

Réception des offres :
La remise électronique des offres est obligatoire. Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture.

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
20.04.2022

La version intégrale de l'avis n° 2200848 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d'ouverture des offres :

Date : 25.05.2022
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Les offres sont obligatoirement et exclusivement à remettre via le portail des marchés publics avant la date et l'heure fixées pour l'ouverture.

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de multimédia et d'affichage dynamique à exécuter dans l'intérêt du bâtiment Tour A à Luxembourg-Kirchberg.

Description succincte du marché :
– Écrans 32 pouces : env. 5 pcs ;
– Écrans 55 pouces : env. 25 pcs ;
– Écrans tactile 75 pouces : env. 9 pcs ;
– Écrans 75 pouces : env. 9 pcs ;
– Écrans 86 pouces : env. 2 pcs ;
– Écrans de réservation de salle : env. 72 pcs.
La durée des travaux est de 30 jours ouvrables, à débiter au 4^e trimestre 2022.

Section IV : Procédure

Conditions d'obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).
La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Date d'envoi de l'avis au Journal officiel de l'U.E. :
21.04.2022

La version intégrale de l'avis n° 2200858 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

Maudits soient-ils !

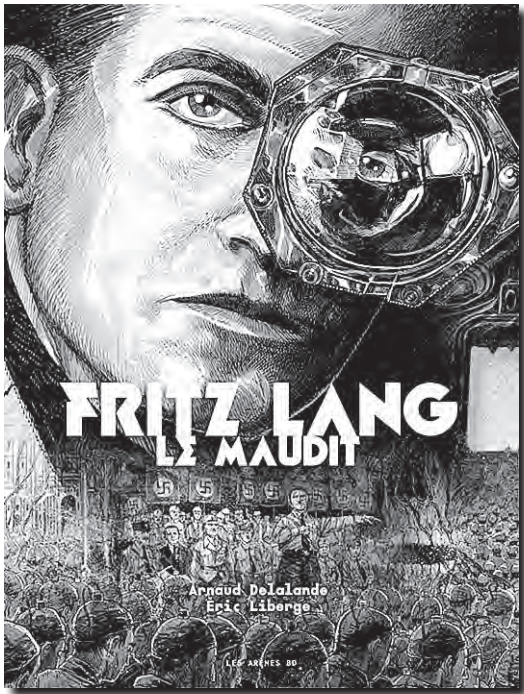
Pablo Chimienti

Le binôme Arnaud Delalande-Éric Liberge revient en librairie avec une biographie historique : *Fritz Lang le maudit*. Un album fabuleux aussi bien pour bédéphiles, cinéphiles et amateurs d’histoire contemporaine

Fritz Lang. La simple évocation de ce nom fait habituellement frissonner les cinéphiles. Le « Maître des ténèbres », né en 1890 à Vienne et mort à Beverly Hills en 1976, a laissé derrière lui une filmographie impressionnante : *Der Müde Tod*, *Doktor Mabuse, der Spieler*, *Die Nibelungen* ou encore *Metropolis* et *M – Eine Stadt sucht einen Mörder*. Son nom reste ainsi éternellement associé à l’expressionnisme allemand. Une filmographie pleine de chefs-d’œuvre que les étudiants en cinéma doivent absolument avoir vu, que les critiques aiment citer, auxquels les réalisateurs aiment rendre hommage... Des films surtout bien ancrés dans leur époque. Si les films intéressent, bien évidemment, Arnaud Delalande et Éric Liberge, les auteurs de *Fritz Lang le maudit*, le scénariste (*Le Dernier Cathare*, *Surcouf*, *Aliénor* ou plus récemment *Après la rafle*, *Arnaud Beltrame* et *Musidore*) et le dessinateur (*Camille Claudel*, *Les Corsaires d’Alcibiade*, *Le Suair...*), s’intéressent plus à la vie de Fritz Lang qu’à son œuvre.

Le récit commence le 25 septembre 1920. Une date particulière dans la vie de Lang puisque c’est ce jour-là que, peu après qu’elle ait découvert son mari au lit avec la scénariste Thea von Harbou, sa femme, Elisabeth Rosenthal, est retrouvée morte avec le Browning de son mari à côté d’elle et une balle dans la poitrine. Suicide, meurtre, accident ? Tout comme que la version officielle, la version des auteurs restera flue à ce sujet, mais ce fait macabre permettra à Delalande et Liberge de poser le décor, de commencer à tisser leur récit à partir de ce matériau premier : la mort et la culpabilité, qui marquera l’œuvre de Lang.

Cette tragédie, arrivée dès la deuxième page du récit, fera aussi dire à un policier venu enquêter sur cette mort violente : « Ces deux-là sont maudits. Parfois je me demande si nous ne le sommes pas tous, d’une façon ou une autre/ Ce doit être l’Allemagne. Et l’époque sans doute. » L’histoire donnera malheureu-



sement raison à cet inspecteur. La petite histoire, celle de Fritz Lang et de Thea von Harbou, mais aussi la grande histoire ; la Première guerre mondiale n’est pas bien loin derrière eux, et les prémices du nazisme ne sont pas loin devant.

Pendant 112 pages, les auteurs suivront Fritz Lang, d’abord au moyenplusieurs flash-back : à Vienne en 1909 quand il rompt avec sa famille et surtout avec son père qui voulait qu’il devienne architecte, à Paris en 1913, quand il découvrira le *Fantômas* de Louis Feuillade, puis à nouveau à Vienne en 1914 quand le déclenchement de la guerre a fait de lui un ennemi en terre française, encore après dans les tranchées en 1915 et 1916 – où le jeune homme sera décoré à sept reprises mais perdra l’utilisation de son œil droit ce qui le fera entrer plus tard dans le cercle fermé des « borgnes d’Hollywood » avec John Ford et Raoul Walsh – et enfin, à Berlin, capitale meurtrie, mais, surtout, capitale du Septième Art allemand où « les cinémas et les sociétés de production fleurissent autour de la Friedrichstrasse ».

C’est là que Lang fera ses classes, scénariste d’abord, il devient rapidement réalisateur. Succès et échecs se succéderont et, vite, Lang se forge une image de dictateur sur les plateaux de tournage. Idéal, pour les auteurs de l’album, pour faire le parallèle avec la montée en puissance, puis la prise de pouvoir d’un autre dictateur, qui ne se contentera pas, de tuer des personnages dans des films. Une ascension qui inquiétera immédiatement Lang, dont la mère avait des origines juives – il n’hésitera d’ailleurs pas à attaquer le nazisme dans ses réalisations –, mais qui fascinera Thea von Harbou.

Le récit proposé par Delalande et Liberge s’arrête en 1934, quand Fritz Lang quitte l’Allemagne pour s’installer définitivement aux États-Unis. Un récit passionnant. Avec le recul on se dit que Lang aurait pu en faire un film à succès. Grâce au mystère qui entoure la mort de la première femme du cinéaste, Delalande fait de cette histoire en thriller historique passionnant en même temps qu’un récit noir, extrêmement bien documenté. Rien ne dépasse, rien n’est là par hasard, tout s’imbrique parfaitement dans le puzzle de la vie de Lang. Il n’y a que les parenthèses sur le passé de Thea von Harbou qui semble déborder inutilement du cadre. Pour le reste, tout semble suivre un fil rouge magnifiquement scénarisé et cinématographique. Un aspect décuplé, bien évidemment, par les scènes des tournages et des films de Lang, mais aussi par le rythme, les découpes, les cadrages et les couleurs proposés par Liberge. Dense au niveau du texte, l’album est également remarquable par la richesse de ses dessins.

Un album qui a de quoi fasciner les cinéphiles, les bédéphiles, mais aussi les passionnés d’histoire. Un récit sur Fritz Lang, bien sûr, sur sa vie et sur son œuvre, mais également sur l’histoire de cette Allemagne qui a laissé Hitler et les nazi prendre le pouvoir. ●

Fritz Lang le maudit d’Arnaud Delalande et Éric Liberge. Les Arènes BD

ARCHITEKTUR

Leidenschaft in Grau

Martin Ebner

Baustoff Beton: das Architekturmuseum in Basel würdigt die Kulturgeschichte einer Schweizer Hassliebe

Gängige Schönheitsideale sind für Beton-Baumeister kein Problem. Rudolf Guyer zum Beispiel hat die graue Masse für Bergstationen, Schulen und Kirchen genutzt. Als sein Triemli-Wohnturm in Zürich zum „hässlichsten Haus der Schweiz“ gewählt wurde, blieb er gelassen: „Dass Laien das Gebäude hässlich finden, ist mir egal. Hauptsache, den anderen Architekten gefällt es.“

„Für viele Architekten ist Beton ein Fetisch; die Gefühle der breiten Öffentlichkeit gehen von Indifferenz und Abscheu bis zu ethischen Einwänden“, sagt die Architekturhistorikerin Sarah Nichols. Sie hat die erste Ausstellung zur Geschichte des Betons in der Schweiz kuratiert. Der Anlass für die Retrospektive im Architekturmuseum in Basel sind nicht ästhetische Kontroversen, die Stahlbeton schon seit seiner Einführung im 19. Jahrhundert begleiten. Sondern aktuelle Umweltsorgen, die „den Status Quo des Bauens nicht mehr haltbar“ machen: Der meistgebrauchte Baustoff ist ein Haupt-Klimafeind. Allein die Rohzement-Produktion verursacht mehr CO₂-Emissionen als alle Flugzeuge und Schiffe zusammen.

Die Ausstellung will „einen genaueren Blick darauf werfen, was Beton ist und war, um darüber nachzudenken, was er noch sein könnte“. Für die Gemeinschaftsproduktion mit den Hochschulen ETH Zürich, EPF Lausanne und USI Lugano wurden in fünf Jahren Vorbereitungszeit mehr als 15 000 Archivalien gesichtet. Davon werden nun rund 300 Originalzeichnungen, Modelle, Fotos und andere Dokumente in einem als Baustelle gestalteten Parcours gezeigt. Zu den überraschenden Fundstücken zählt gleich am Eingang *Opération Béton* von Jean-Luc Godard: Der später berühmte Regisseur hatte 1955 im Wallis beim Bau des Staudamms Grande Dixence gejobbt – und begeistert von diesem gigantischen „Organismus“ seinen allerersten Film gedreht.

Die Schweizer haben zu dem robusten, fast beliebig formbaren Baumaterial ein besonderes Verhältnis: In der Welt-Rangliste kommen sie auf Platz fünf; kein anderes europäisches Land verbraucht pro Kopf der Bevölkerung so viel Zement – doppelt so viel wie zum Beispiel

Franzosen oder Italiener. Verantwortlich ist dafür vor allem die radikale Modernisierung seit den 1960er Jahren: Brücken, Tunnel und Lawinengalerien erschließen die Alpen; viel Beton steckt in Autobahnen, Kernkraftwerken und anderer Infrastruktur. Geprägt wird das Land auch von über 200 Bahnhöfen und Stellwerken des SBB-Hausarchitekten Max Vogt. Nicht zu vergessen die „Toblerone“-Panzerperren und Bunker, bei denen Nichols zuweilen „ein perverses Verhältnis von Material und Raum“ sieht.

Denkmalschützer haben mit dem „béton brut“ von Le Corbusier und anderen brutalistischen Architekten weitgehend Frieden geschlossen. Der Schweizer Heimatschutz hatte zum Beispiel 1928 vergeblich gegen den Bau des „architektonisch dilettantischen“ und „grundhässlichen“ Goetheanums in Dornach bei Basel gekämpft. Heute sieht der SHS in dem kolossalen Kulturzentrum ein „Gesamtkunstwerk von internationalem Rang“, das gegen alle Eingriffe verteidigt werden müsse. Leider ist Stahlbeton nur in der Werbung dauerhaft und unveränderlich: Beton braucht Jahrzehnte, um endgültig auszuhärten – gleichzeitig fängt er an, zu reißen und zu bröckeln. Der Sanierungsaufwand ist enorm.

In der an Kies und Kalkstein reichen Schweiz ist es der Industrie lange gelungen, Beton als heimischen, quasi natürlichen Baustoff zu verkaufen. Dass bei der Produktion riesige Mengen Kohle, Erdöl oder Müll verbrannt werden und andere Umweltprobleme anfallen, ist auch jetzt in der Basler Ausstellung nur am Rande ein Thema. Immerhin endet die Schau mit kritischen Anmerkungen, etwa dem Buch *Bauen als Umweltzerstörung*, 1973 von dem Zürcher Architekten Rolf Keller verfasst, oder dem Plakat „Den Strassenbau begrenzen – Stopp dem Beton“, einer Kampagne der Grünen von 1990. Wer wissen will, wie sich der Schweizer Holcim-Konzern, der größte Zementhersteller der nicht-chinesischen Welt und Sponsor der Ausstellung, die Zukunft des Betons vorstellt, wird nur im Begleitprogramm fündig: 3D-Druck, Recycling und andere Projekte.



Beton prägt die Ansicht von Buchs: Hinter dem Bahnhof (von Max Vogt, 1968) erheben sich ein Silo und Berge von unbekannten Erbauern

Viele Visionäre tüfteln heute an Alternativen zu Beton: Holz, Lehm oder Pilzmyzel? Der Zürcher Künstler Christoph Haerle arbeitet lieber daran, dem umstrittenen Baustoff das Grau auszutreiben: Für das neue Bürgerspital Solothurn hat er eine fünf Meter hohe und 60 Meter lange Wand aus farbigem Beton gestaltet. Fünf große Lastwagen in einer minutiösen Choreografie, Fahrmi-scher statt Farbtöpfe und Schläuche statt Pinsel: Schwere Schweizer Präzisionsarbeit kann bunt und schön sein. ●

Die Ausstellung *Beton* ist noch bis 24. April im Schweizerischen Architekturmuseum in Basel zu sehen: sam-basel.org

Der Katalog dazu ist nur auf Englisch erhältlich: *Concrete in Switzerland. Histories from the Recent Past* (EPFL Press, Lausanne)

Malen mit Beton: haerlehubacher.ch/solothurn



Mais Madame Le Pen!

Michèle Thoma

Sie betritt das Podium, wirft die Arme in die Höhe, in einer Geste der Öffnung, der großen Umar-mung zugleich, ein Strahlen geht von ihr aus. Eine Ausstrahlung, eine Strahlkraft. Eine Herzlichkeit. Zuwendung.

Er ist ganz der Maestro, moderierender Dompteur eines Applauses, der noch nicht mal aufgeflammt ist, der Dirigent. Als Verkörperung der Leere erschien mir damals dieser Jüngling, der die Szene betrat mit seiner smarten Crew und seinen global flexiblen Plänen. Bevor ihn das Lokale einzuholen drohte, die kleinen Leute, die klein gemachten Leute in ih-ren absurden gelben Westen mit ihren beschränkten Wünschen. Jetzt hat er graue Schläfen wie die Her-ren in altmodischen Romanen, die gut zu seinem gemeißelten Antlitz, zur geschliffenen Rhetorik pas-sen, zum herausfordernd-entschlossenen Napoleon-Blick. Ein Zauberer ist er auch, Einheit in der Vielfalt beschwört er, und Atom wird gar grün. Die Atom-botschaft ist, so verkündet er etwas rätselhaft, eine Botschaft des Vertrauens an Frankreichs Jugend.

Jetzt, vor der großen Wahldebatte, erscheinen Kan-didat und Kandidatin angespannt, Macrons Stirn wirft Sorgenfalten, Le Pens grobe Gesichtszüge sind übermüdet, sie wirkt angestrengt beim Zuhören. Dann erleuchtet ein Lächeln ihr Gesicht, und sie ist eine andere. Vor allem aber eine wie jede andere, das ist die Botschaft, Präsidentin des Alltäglichen nennt sie sich. Überall und für alle. Sie sorgt sich um ihre Landsleute und will ihnen gar ihr Geld zurückgeben. Bei ihr klingt alles viel einfacher als bei Macron.

Der vergräbt das Kinn in der Hand, beißt sich in den Finger, zugleich gestresster und gelangweiler

Schüler. Sein Gegenüber unterfordert ihn, das über-fordert ihn. Ironie blitzt auf, Belustigung, dann zyni-sche Genervtheit. Er versucht ihr etwas zu erklären, redet auf sie ein, „mais Madame Le Pen“, wie auf eine kranke Kuh. Die Wellenlänge, die Chemie sind un-vereinbar, die politischen Programme sowieso. Bei

ihr hapert es bei Intellekt und Bildung, bei ihm bei der Empathie. Zwar kapiert sie von den digitalen He-rausforderungen nicht viel, ist aber top im Sichsorgen um Jugendliche im Präkariat. Man denkt, eine Mutter die am Küchentisch sitzt, von Kümmernis zernagt. Eine wie ihr.

Wird Macron am Sonntag siegen, wird es ein schaler Sieg sein. In einer erschreckend verrotteten, kaput-ten politischen Landschaft, in einer Gesellschaft, in der es keine Mitte mehr gibt. Keine behäbig ruhige stabilisierende schläfrige und zugleich fleißige Mit-te, der Mittelverstand ist abgeschafft. Das ist kein

französisches Phänomen, aber in Frankreich war die Entwicklung schneller und brutaler als in vergleich-baren Ländern. Immer mehr Existenzen am Rande, eine Gesellschaft am Rande. Wovon? Das weiß nie-mand so recht. Die früheren Volksparteien sind zu Phantomparteien geschrumpft, die noch Phantom-parolen abspulen wie in schwarzweißen Filmen. La Grandeur. La Grandeur spukt immer noch herum, in allen Reden auf allen Seiten.

Die ganz Linken sind, wie die ganz Linken halt sind, abschreckend in ihrem Dogmatismus, lächerlich in ihrem Starrsinn; es ist berührend und lächerlich, Namen wie Antikapitalistische Partei zu lesen, oder Arbeiterpartei. Liebenswert, weil sie an Träumen festhalten, an Utopien, und das ist gut, es ist gut, dass die Utopien gehütet werden, dass sie nicht von der eiskalten Pseudologik des Marktes geschluckt wer-den. Irgendwer muss die Flamme hüten.

Die Linke von Zampano Mélenchon, einem aufge-blasenen Dreijährigen, der gern dicke Backen macht, einem genialen Dreijährigen allerdings. Seine Reden sind eine Wucht. Reden können sie alle, Charisma haben die meisten auf der französischen Bühne, ab-gesehen vielleicht von der grünen Schlafmütze, gro-ße Worte noch mit imperialer Patina können sie alle schwingen.

Ganz im Gegenteil zu den stillen, nachdenklichen Kolleg/innen in Deutschland. Dort führt kein Zau-berer die Geschicke, eher ein Zauderer, inmitten von Panzern und Schlachtfeldnews vernimmt man die Schlafzimmerstimme des Kanzlers kaum. Sand-männchen Scholz, irgendwie beruhigend. Irgendwie beruhigend, so ein Deutschland. ●



Die große Wahldebatte am Mittwoch

Stil

LE PRODUIT



De Lëtzebuerger Ravioli

Comme son nom l'indique, la Nuddelfabrik produit des pâtes. Des pâtes fraîches artisanales pour être précis. L'histoire a commencé au restaurant Toni de Schiffange (qui fêtera ses cinquante ans à l'automne prochain) où les pâtes maison

étaient déjà une institution. La fabrique a démarré il y a neuf ans en rationalisant les procédés de fabrication et en développant diverses recettes de pâtes farcies avec des produits frais, de qualité et sans conservateur ni additif. Pour faire honneur à l'année culturelle 2022, la famille a développé un nouveau produit : le Lëtzebuerger ravioli. Non seulement, la pâte est coupée en forme de la carte du Grand-Duché – ce qui a nécessité un emporte pièce spécial et une adaptation des machines – mais les farces font honneur aux recettes locales. Ainsi, on trouve, dès cette semaine dans la boutique et à la mi-mai dans les supermarchés, quatre variétés de raviolis : façon bouchée à la reine, au jambon de pays, aux asperges et aux légumes du jardin. Tous

les produits sont issus du terroir luxembourgeois, notamment les viandes, sélectionnées chez des éleveurs locaux. [fc](#)

LA PERSONNALITÉ

Painworld

Nation branding : « Aucun Luxembourgeois n'a jamais fait ça », s'énorgueillit « l'influenceur au million et demi de followers » sur Instagram, Dylan Thiry, dans une interview d'une page publiée (en français) mardi dans le *Wort*. Est-ce le stigmate d'un changement culturel ? Dylan Thiry, de nationalité luxembourgeoise, a accédé à la notoriété pour avoir envisagé survivre quarante jours dans la

jungle, devant les caméras, avec des mocassins. « Koh Lanta, c'est sept millions de téléspectateurs. Quand Denis Brogniart dit 'il nous vient du Luxembourg', tout est dit. Encore à Marseille pour le combat de boxe (contre une autre vedette de la télé-réalité, ndr). Quand on entend 'il est le premier influenceur luxembourgeois à monter sur un ring', ça met le pays en avant », explique-t-il au premier quotidien national. Le Luxembourgeois donne ses bons plans locaux quand il revient de Dubaï où il réside : le café Bloom près de la gare ou la salle de musculation Painworld. Mais l'intéressé milite aussi contre « la famine dans le monde » en mettant sa notoriété à contribution pour *nosenfants.org*. « La vie, (...) ce n'est pas que rouler en Lamborghini. C'est aussi aider des gens », prophétise Dylan

Thiry, ambassadeur officieux du Luxembourg et d'un monde qui change. [pso](#)

L'ENDROIT

Dorfpunks

Ein Geheimtipp ist es eigentlich längst nicht mehr, denn fast ein Jahr ist es nun schon her, dass die Mittdreißiger Jeanne Frantz und Tom Gaillard sich den Traum von ihrer eigenen Punkkneipe erfüllt haben. Weil die Pacht dort noch erschwinglich war, haben sie dafür das Dorf-Café in der 92-Einwohner-Ortschaft Holler, auf halber Strecke zwischen Weiswampach und Ulflingen, übernommen (Foto: Tom Gaillard). Ein gewagtes Unterfangen, denn

der potenzielle Kundenkreis ist im hohen Norden wesentlich kleiner als im Zentrum oder im Süden. Andererseits gibt es dort weniger Konkurrenz. Besonders am Bistro Holler ist, dass die Betreiber regelmäßig Konzerte veranstalten, nach denen die vornehmen Hauptstädter und die *schaffend Leit* aus dem Minett nicht unbedingt in einem *eislécker Kaff* suchen würden. Wer sich selbst davon überzeugen möchte, kann gleich am Samstag dahin fahren, denn ab 19.30 Uhr sind die Singer-Songwriter *Kody Skye* und *Joey Henry's Dirty Sunshine Club* aus Kansas zu Gast. Jeanne und Tom haben sich inzwischen im Norden integriert und beleben mit ihrer Kneipe und der großen Terrasse die Dorfgemeinschaft. Das lässt sich nicht zuletzt daran erkennen, dass die Jeunesse aus Benzelt-Holler-Brédelt beim Konzert am



Samstag für das Essen sorgt, für die ausgewählten Getränke sind die Wirtin und der Wirt selbst zuständig. Doch aufgepasst: Wer nicht *do owwen* wohnt, sollte dem Alkohol nicht zu sehr frönen. Bis nach Luxemburg-Stadt braucht man mit dem Auto eine Stunde, bis nach Esch/Alzette noch länger. Und bis zum nächsten Bahnhof in Ulflingen sind es fünf Kilometer zu Fuß über unbeleuchtete Landstraßen. [ll](#)

